

Nachdruck verboten.

## Nach dem Tode.

Von Gabriele von Piereš und Wilkau.

Die Sonne schien hell in das Vorzimmer hinein; sie ließ das Roth im Muster des Teppichs, welcher den Boden deckte, aufleuchten wie purpurne Rosen. Wie Rosen? Wie Blut schien es ihnen, Ewald Heßberg, dem Vetter des Hausherrn, und dem jungen Lieutenant Wichmann, die da in der Fensternische standen und blaß und verstört die Blicke vor sich nieder senkten, während drinnen im Zimmer der Arzt und seine Gehülfen ihres Amtes walteten.

Ueber Heßberg's Lippen kam kein Laut; seine Augen weilten nicht ein einziges Mal auf der Thür, aus welcher soeben eine hoffnungslose Nachricht gekommen war. Aber seine fahl schauenden Züge waren berebete Zeugen des bitteren Schmerzes, den er um ihn trug, den Freund, den Verwandten, den Herzbruder, der da drinnen verblutete.

Wichmann jedoch strömte der Kummer in leidenschaftlichen Worten von den Lippen. „Er! er! Hans Heßberg — so enden! So unrühmlich! Oder darf man es nicht so nennen? Darf man es nicht vielmehr begreifen? Wir kannten ja Alle seine Verhältnisse. Wir wußten: eine kurze Zeit noch, und der Boden bricht zusammen unter ihm, die Meute der Gläubiger packt ihn, hängt sich an ihn mit Geisern und gierigen Zähnen, reißt ihn herunter, den stolzen Mann, in die Kniee, in die Tiefe, heraus aus unserer Reihe, ihn, den Besten, den Ersten von uns! Nun hatte er es nicht mehr halten können, nun hatten sie ihn jetzt schon gepackt, die Hunde! Er war gestellt, er fand nicht Hilfe noch Rettung mehr, rechts und links keinen Ausweg. Keine Wahl, als, gedrängt von der Meute, den Sturz zur Tiefe oder den Sprung zur ewigen Freiheit — in's Messer! Hans, der nie den Nacken gebeugt, hinab in's Dunkel des Daseins, dorthin, wo die Demüthigung, die Zurücksetzung ist, wo man kriecht und getreten wird? Er that's nicht! Er beugte sich nicht; lieber ging er in der Blüthe seiner Kraft, nahm die Büchse und schoß sich mitten durch das stolze Herz!“

Wichmann verstummte. War's seine Stimme, die versagte — ließ ihn der furchtbare Klageschrei, der durch den Raum klang, das Wort erstarren? In der Eingangsthür vom Flur her stand sie, in der allgemeinen Verwirrung unbemerkt aus dem Frühlingschein der Straßen in ihr Heim getreten, sie, die Hans zurückgelassen hatte auf der Erde, die seine zur Demüthigung nicht geschaffene Seele verließ. — seine Frau.

Ehe Jemand sie zurückhalten konnte, flog sie an den Beiden vorbei, in das Zimmer hinein, in dem der Entseelte lag.

Wichmann sah ihr starr nach. So erregt, so erschüttert er schon zuvor gewesen war, traten in ihm die bisherigen Eindrücke in diesem Augen-

blicke doch zurück gegen den des versteinerten, zu Tode entsetzten Antlitzes, das er soeben gesehen hatte.

„Daß sie diesen Mann, dies Urbild der Ritterlichkeit, Güte und Kraft, so verlieren mußte, das muß die Frau ja zerbrechen!“ sagte die Welt von der Witwe. Es schien, als ob die Leute Recht behalten sollten. Als Hans in die Gruft gesenkt wurde, war Agathe nicht dabei zugegen. Sie wußte nicht einmal, daß man ihm zum letzten Gange die militärischen Ehren nicht gegönnt hatte; sie lag in Fieberphantasien darnieder. Ewald, der als Freund und Verwandter ihres verstorbenen Gatten, wie als häufiger Gast ihres bisherigen Hauswesens, doppelten Antheil an ihr nahm, lenkte nach der Trauerfeierlichkeit seine Schritte noch einmal nach ihrer

Wohnung, um zu erfragen, wie es mit der Erkrankten stehe. Da erblickte er sie unversehens. Durch den sich öffnenden Thürspalt des Krankenzimmers hindurch sah er Agathe auf ihrem Lager, das Haar zerwühlt, die Augen groß, entsetzt vor sich hinstarrend, die Lippen befinnungslos geschäftig stetig dieselben Laute murmelnd, die der herbeigeeilten Mutter wie der gemieteten Wärterin der Kranken gleich bedeutungslosen Fieberphantasien am Ohre vorüberflogen — „Entwurzelt!“

Es fuhr Ewald wie ein Blitz durch's Hirn, als er das Wort vernahm. Entwurzelt! ja, das war sie, aus allen Daseinsfugen herausgerissen!

Wer Hans gekannt hatte, mußte wissen, daß die Frau, die ihm angehört hatte, mit ihm Unjagbares verlor.





Ein wie sonniges Geschöpf war Agathe noch bis vor Kurzem gewesen, als Gattin dieses Mannes wie bevorzugt vor Tausenden, sie, die heut' nicht mehr und nicht weniger war, als — eine Unglückliche!

Es gab rechten Jammer auf der Welt. Ewald war tief erschüttert.

Leid und Freude flossen weiter im Strome der Zeit. Agathe war körperlich genesen. Sie war in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt. Die letzteren, brave Leute in gutbürgerlichen Verhältnissen, hatten ein für ihre Mittel großes Opfer gebracht, indem sie die Verbindlichkeiten des Verstorbenen deckten. — Agathe fand im Vaterhause Alles fast genau so vor, wie sie es bei ihrer Verheirathung verlassen hatte, — den wortkargen, vielbeschäftigten Vater, die Mutter, die den Kopf voll Haushaltungsvorgen hatte, die blühende, fröhliche Schar der Schwestern. Sie lebte mit den ihren wie einst, und es war um sie her wie früher — vor der Zeit ihrer Ehe. Hans hatte Agathe kein Kind hinterlassen.

Nur sie selbst war verändert. Nur sie selbst erschien in der gleichen Umgebung, in welcher sie als lächelnde Achtzehnjährige glücklich gewesen war, jetzt wie eine schöne südländische Blume, die sich verzehrt in Sehnsucht nach glänzender Sonne. Sie war hinausgewachsen über die Heimath ihrer Kindheit und deren enge Kreise. Das, was seither in das Leben der Frau getreten war, die Liebe, der Einfluß der Persönlichkeit ihres Mannes, seiner Neigung zu ihr, hatte sie emporgehoben über sich selbst hinaus. Sie kannte den Himmel der Leidenschaft, — die, mit denen sie jetzt ihr Leben theilte, nur den schlichten Garten der Genügsamkeit.

Eine ganz Andere, als sie früher gewesen, war sie jetzt, — ein herrliches Geschöpf! Herrlich, trauernd — und einsam!

Ein dumpfer Druck lag auf ihrem Wesen; ein seltsam düsteres Glühen war in ihrem Blick. —

Ewald Heßberg kam, um sie zu besuchen. Er erschrak, als er sie erblickte. „Sie stirbt an der Sehnsucht nach Hans,“ sagte er sich. Doch noch etwas außer der Sehnsucht las er in ihrem Antlitz: das war eine tiefe Bitterkeit. „Sie grollt dem Schicksal,“ wußte er es zu deuten. —

Ewald und Agathe standen auf der Höhe des Berges, wo er steil abfiel zum See, der hinter dem Garten des Landhauses dalag im baumlosen braunen Nied. Es war Sommer, und doch nichts weniger als Sommerluft um sie her. Western war ein Gewitter vorübergebraust, das hatte Sonnenlicht und Wärme mit sich fortgenommen. Der Wind trieb zerrissene Wolken dahin; grau war der Tag, seltsam laut, wie zornig, der Schlag der Wellen an das Ufer.

Klage! murmelte jede einzelne von ihnen. Und wer weiß nicht, daß ihre Reihenfolge unendlich ist, unendlich wie das Herzeleid, an dem Einer stirbt!

Klage! flüsterte die Trübe umher, die wie ein Seufzen war um den einen der dämmernden Sommertage, der mit heute unwiederbringlich verloren ging.

Klage! Klage! Die Schleier der Finsterniß über der Natur, und die Schleier des Kummers über Agathens Bügen hauchten dasselbe Wort, doch viel schärfer und bitterer als aus dem Brausen des Windes und der Wasser sprach es aus dem Antlitz der Frau. Es athmete von ihren Lippen, es brannte im Glanze ihrer Augen, es leuchtete von ihrer blaffen Stirn.

Ein Erschauern ergriff Ewald vor der Gewalt dieses Schmerzes. Erschauern und Bewunderung! Göttlich ist das Leid der Treue, wundervoll die Poesie der Trauer.

Aber das Leid ist zu groß und hoch für menschliche Augen, wenn es so marmoralt und starr erscheint, wie hier in Agathens Bügen. Es sieht dann aus, als müsse es zerstören, morden und erdrücken den, der es trägt.

„Es ist nicht im Sinne des Verstorbenen gehandelt, wenn Sie sich von der Trauer um ihn zu Grunde richten lassen,“ mahnte Ewald Agathen mit dem Rechte des Freundes und des Verwandten.

Da zuckte sie zusammen, erwachend aus ihrer finsternen Träumerei. Und wie unbewußt den Ausweg suchend, den Ewalds Worte der Frau aus der schweigenden Qual des Inneren zeigten, kam es von ihren Lippen: „Es ist nicht die Trauer. Es ist auch nicht die Sehnsucht nach Hans, obwohl sie mich joltert die endlosen Tage hindurch. Es ist — warum?“ rief sie jäh und hell.

Laut empor heulte der See.

Laut hervor aus langem, verzehrendem Schweigen brachen Agathens Worte: „Ich kann nicht fassen, warum er gehen, warum er mich in all' diesem Jammer zurücklassen konnte! Sie waren sein Freund. Sie kannten und liebten ihn. Sie werden auf seiner Seite stehen gegen mich. Sie müssen begreifen, was ihn trieb und hinriß, besser als ich. . . Sie sind ein Mann. Ich, ich fasse es nicht, und das will mir die rechte Trauer um ihn zerstören und den Schmerz der Liebe,

den ich ihm schuldig bin. So lange habe ich geschwiegen, — zu Ihnen will ich reden. Wenn Jemand auf der Welt, sind Sie es, der Hans vor mir rechtfertigen, der mir sagen kann, wie er so von mir zu gehen vermochte!“

Sie athmete rasch und tief, ihre von vergossenen Thränen dunkler gewordenen Augen richteten sich stehend auf Ewald.

Er fühlte, daß sie ein Großes von ihm verlangte, eine unendliche Gutthat.

Sein ganzes Herz strebte darnach, sie ihr zu erweisen. Und doch wußte er nichts zu erwidern als: „Sie richten hart. Bedenken Sie, daß für einen Mann wie Hans, für einen stolzen, hochstrebenden Geist, wie der seine es war, das Aufgeben seiner bevorzugten Stellung in der menschlichen Gesellschaft, das Heraus-treten aus dem Kreise, dessen Prinzipien er zu den seinen gemacht hatte, das Eintreten in untergeordnete Verhältnisse wie der lebendige Tod sein mußte!“

„Den ich jetzt leide!“ rief sie herb. „Trotz Allem gern leide für ihn! Aber daß er ihn über mich verhängte, er, nicht ein grausames Geschick, das zerreißt mir die Seele! Daß ich ihn richte! Jämmerliche Liebe, die blind lieben will und kann!“

Sie preßte die Hände in einander und hob sie hoch über dem Haupte empor.

„Was Alles nahm er mir! Das Dach über dem Haupte, Vertrauen und Glauben an Liebe und Treue und daran, daß sie es werth sind, von uns hoch gehalten zu werden als die besten Güter des Lebens! Denn wie können sie unsere Seelen stützen und halten, wenn sie zerbrechen beim ersten Windstoß? Sie sind mir zerbrochen. Die Liebe, die Hans mir gelobte, sie hielt nicht aus; als der Sturm kam, verließ er mich. Und seine Liebe ist doch dagewesen! Ich habe sie befaßt, ich habe sie gesehen, sonnenklar — ich will heute noch dafür sterben, daß sie bestanden hat. Sie zerbrach. Und auch meine Liebe hat nicht ausgehalten, sonst wäre sie, die namenlos war, ihm zu einer Fessel geworden, die ihn zurückhielt auf der Erde, — bei mir.“

Mehr nahm er mir! Zum Dach über dem Haupte den Boden unter den Füßen! Denn es war seine Liebe zu mir und die meine zu ihm, die er zum Boden unter meinen Füßen gemacht hatte, indem er mir den alten Grund nahm, in dem ich wurzelte, — nachdem ich Vater und Mutter und den Frieden meiner Kindheit verlassen hatte um seinetwillen, wie jedes Weib dies Alles verliert und aufgibt in demselben Augenblicke, in dem es einem Manne seine Seele schenkt. Er wollte meine ganze Liebe, und ich gab sie ihm. Mein Dasein ging auf in Liebe, die er gewedt, verlangt, genommen hatte. Meine Heimath war er. Er nahm mir die erste und die zweite Heimath. Heimathlos irre ich, vergehend in Sehnsucht. War meine Liebe so von ihm verachtet, daß er ihr nicht zutraute, wie sie ihm und mir das Leben lebenswerth erhalten könne in der Dunkelheit, die anbrach? War ich so schwach? Trieb ich ihn selbst in den Tod? Ich schwanke, Alles fällt, Alles stürzt zusammen um mich her! Er machte sich zu meinem Licht und Halt — und dann ging er von mir! Berge von Kummer vermochte er auf mein Herz zu wälzen, den bittersten Kummer der Welt! Denn das ist eine Lüge des Stolzes: Lieber todt, als untreu! Das ist kein Weib, das nicht sagte: Sei fern von mir! nur stirb' nicht, nur stirb' nicht! Nur sei Du so glücklich, als Du es vermagst! Die langen, schlaflosen Nächte hindurch grübele ich nach, ob Hans denn nicht wußte, daß er mich in tausendfach tieferes Dunkel hineinstieß, als das es war, vor welchem er in den Tod flüchtete? Ob er, der mich kannte wie sich selbst, es nicht sah, ob er es nicht sehen wollte! Immer wieder befällt mich dann der Gedanke: Deine ganze Liebe, in der Du so fromm und stolz gewesen bist, war ein Selbstbetrug — der großmüthige, edle Mann, den Du liebtest, ein Phantasiabild! — Und was, was war Hans?“ Sie hob die feberheißen Augen zu Ewald empor. „Ein gutes Wort für Hans!“

Aber Ewald schwieg. Seine Hand war zur Faust geballt.

„Eine Rechtfertigung für ihn!“ rief sie laut über den See hinaus.

Aber auch der See gab sie ihr nicht. Der Wind sang ein helles, hohnvolles Lied von verwehender, sterbender Liebe.

Sie senkte das Haupt. Sie rang die Hände, der Jammer ward wieder mächtiger in ihr.

„Am Morgen des letzten Tages mußte er früh zum Dienst,“ sprach sie in zitternder Erinnerung weiter. „Ich hatte es verschlafen, ich erwachte erst, als er schon fort war. Zu Mittag kam er erst zurück. Das war sonst nicht seine Gewohnheit, und ich wunderte mich darüber. ‚Wir haben im Casino gefrühstückt,‘ sagte er mir. Ich hatte mir gedacht, daß er Wein getrunken hatte. Seine Augen glänzten mehr als sonst, er war noch lebhafter. . . von strahlender Heiterkeit. Das Herz ward mir wieder leicht, — denn vorher, den

langen einsamen Vormittag hindurch, hatte ich mich ein wenig geirrt. Ich wußte, daß Hans Verlegenheiten hatte, wenn ich auch nicht ahnte, wie groß sie waren. Nun fühlte ich es wie eine Erleuchtung, daß er einen Ausweg gefunden haben werde. Ich sagte es ihm. Er erwiderte: ‚Ich fand einen Ausweg! Erzähle! Jetzt nicht! heut' Abend! Und sei doch so freundlich und mache diesen Nachmittag Frau v. M. den Besuch, den Du ihr versprochen hast!‘ So richtete er es ein, daß er am Nachmittage eher wieder zu Hause war als ich. Denn als ich zurückkehrte — — doch da waren ja auch Sie schon dort. Das war die letzte Stunde unseres Beisammenseins.“

„Die letzte Lüge!“

Sie sprach es nicht aus, doch der Wind pfliff auf und rief es statt ihrer.

„Ich verzeihe ihm, ich bete, daß der Himmel ihm verzeihe, wie ich es thue,“ flüsterte Agathe. „Ich habe ihn geliebt! o, wie habe ich ihn geliebt!“

Das war wie ein Schwur. Erde und Himmel hörten ihn. Finsterner noch wurden die Schatten über See und Halde, gleich als verhülle die ewige Natur ihr Haupt, das Leid nicht zu sehen, das eins ihrer Kinder trug.

Gerade und düster starren Agathens Augen über den See hinweg. . . in ein von Ewald nicht geschautes Land. . . in ein verlorenes Paradies. . . in Abgründe der Seele hinein. —

Welle auf Welle plätscherte an den Strand, und jede von ihnen brachte mit sich dasselbe Wort, das die Trübe des Tages und das glanzlose Firmament gemeinsam seufzten.

Das Wort, es hieß nicht mehr „Klage“, sondern „Anklage“.

Anklage gegen den Todten!

Es zitterte in jeder Schwingung der Luft, in jeder Regung der Wasser.

Es fand ein Echo überall in der Natur. . . nirgends einen Widerspruch.

Nirgends!

Selbst in Ewalds Seele keimte es auf, das furchtbare Wort.

Diesen Jammer, diesen schuldlosen, herzzerreißenden Jammer ansehen und mit fühlendem Herzen nicht bittere Empörung gegen seinen Urheber empfinden. . . unmöglich!

„Ich wollte, ich hätte eine Stimme, die mein Leid in alle Lande hinausrufe!“ begann Agathe leise noch einmal. „Allen denen zur Warnung, denen die furchtbare Versuchung zum Selbstmorde naht! Denen zur Mahnung, die mit den ihrigen in Unfrieden leben und ihnen die Furien der Reue hinterlassen! Denen zur Erinnerung, die geliebt werden, und denen jeder Blick, jedes Wort, jede That, mit welchen sie ein Herz fester an sich ketten, zu einer furchtbaren Verurteilung am letzteren wird! Dem Sohne, der seine Mutter um die Ruhe ihres Alters bringt! Dem Vater, der seinen Kindern den Scepticismus in die Seelen pflanzt durch seine That! — Denket, denket der Zurückbleibenden, der Augen, die Euch blutend, verstümmelt, todt sehen werden! möchte ich allen denen zurufen, die durch eigene Hand enden wollen. Unserem ganzen Jahrhundert, in dem die Verachtung des eigenen Daseins auf das Höchste gestiegen ist, möchte ich es sagen! Glaubt Ihr berechtigt zu sein, Euer Leben fortzuführen oder zu beschließen nach Willkür — wohl, darüber ist nicht zu streiten! Aber werft einen Blick auch neben Euch, abseits von Eurem Gesichte auf die, welche den Weg mit Euch theilen, und wenn noch ein Funken von Gewissen in Euch ist, wird Euch dann die Mordwaffe aus der Hand und der Mordgedanke aus dem Herzen sinken im Entsetzen vor der Verantwortung am anderen Geschick, die Ihr auf Euch zu nehmen im Begriff seid! . . .“

Winter! Schneeflocken tanzten herab, Schneeflocken auf das Grab, in dem Hans Heßberg schlief, heute noch zuweilen rühmend und wehmüthig erwähnt im Kreise der Kameraden. Nur einer in der Runde war es, der nicht mit einstimmt, wenn das Lob des Verstorbenen erklang. Das war des Geschiedenen ehemaliger Herzensfreund, Ewald. Wenn er Hansens Namen nur hörte, trat ihm Agathens Jammer, die Qual und Zerrissenheit ihrer Seele vor den Geist, und er fragte sich in Empörung, woher Jener den Muth genommen hatte, all' dies Elend von sich ab und auf sein Weib zu wälzen?

Sein eigenes Herz schrie wild auf bei dem Gedanken daran. Er liebte Agathe. Er setzte auch seine Besuche bei ihr fort, obwohl er sich bitter sagte, daß er damit das Feuer in der eigenen Brust nur nutzlos weiter schürte.

Es ward Frühling. Die Weichen sproßten. Es keimte und trieb, es knospete an allen Enden. Das älteste verwitterte Holz zeigte noch einmal grünende Sprossen. Wieviel anscheinend Todtes erwachte zu neuem Leben! Ueberall Verdensschlag! Der Thaumwind verkündete brausend den kommenden Lenz. Die Luft hing gleichsam voll Träume.



Agathe lächelte wieder. Sie war nicht gestorben an ihrem Schmerz, im Gegentheil, der letztere schien allgemach aus ihrer Seele zu weichen. Nur ihr Blick war dunkler als früher, ihr Lächeln hatte einen eigenartigen spöttischen Anstrich angenommen.

„Sie ist schwer enttäuscht worden,“ dachte Ewald, — und er fühlte, daß er sie verstand, weil er sie liebte, — „eine zweite Liebe muß sie erst wieder lehren, zu glauben.“

Eine zweite Liebe?

Warum nicht? Agathe war noch so jung! Sollte sie ihr ganzes Leben vertrauern um Einen, der ihre Liebe mißhandelt hatte!

Manchmal schien es Ewald, als läge die Schwermuth über Agathens Antlitz nur noch wie ein leichter Schleier, den der Frühlingswind vielleicht eines Tages emporhebt und davonwirbelt, hoch in den blauen Lenzeshimmel hinein.

Der Sommer kam. Nun war es mehr denn ein volles Jahr her, daß Hans gestorben. Agathe legte die Trauerkleider ab.

Wirf auch den Gram ab, Agathe! Nach Regen Sonnenschein! Ein zweites Glück — diesmal wohl das rechte — breitet Dir weit die Arme entgegen!

Heißer entbrannte die Sonne, rother erblühte die Rose, Ewalds Sehnen ward zum vollbewußten Entschluß.

Es wurde dennoch Ende October, ehe Hefberg dazu gelangte, Agathen seine Hand anzubieten.

Es war ein warmer Tag, hell glänzte die Herbstsonne, dunkelgelb und grell leuchtete der Ahorn über den Wegen des Gartens. Aber die Blätter, — die in der vergangenen Nacht der erste Frost getroffen hatte, — fielen wie Regen.

„Ich liebe Sie, Agathe!“

Sie öffnete weit die Augen. Eine große Freundlichkeit, eine lächelnde Ueberraschung lagen in ihrem Antlitz.

„Sie erhören mich?“ rief er außer sich vor Entzücken. Ihr Lächeln war es, das ihn frohlocken ließ, in dem er die Gewährung schon sah, das Glück, das auf Sturmesschwüngen herankam, das ihn mit Sonnenglanz blendete.

Der Garten umher lag wie in rosigem Nebel, in einem Nebel, der Hefberg vollständig verhinderte, zu sehen, wie das Lächeln Agathens plötzlich eine andere Färbung bekam, wie es kalt, ernüchternd ward.

„Nein!“ rief sie laut.

Der Nebel zerriß. In der klaren Beleuchtung sah Ewald die Frau vor sich stehen, die seine Liebe zurückstieß mit Augen, in denen es flammte wie Horn und Stolz. Aber diese Augen glänzten so leidenschaftlich, und das Antlitz, aus dem sie blickten, so weich! Er lächelte. Eine stille, tiefe Glückseligkeit lag über ihn — dennoch! „Sie lieben mich nicht. Aber das weiß ich ja, und ich verlange noch gar keine Liebe von Ihnen. Ich will auch nicht, daß Sie mir glauben —“

„Wie ich Hans glaubte!“ presste sie hervor und sah ihm mit funkelnden Blicke in's Gesicht.

Ein so kurzes Wort . . . und welche Verneinung, welche lange Geschichte voll Weh und Herzenskämpfen lag darin! Armes Geschöpf!

Mit seiner ganzen, in diesem Augenblicke doppelt heiß in Treue und Großmuth aufwallenden Liebe in Auge und Stimme, vollendete Ewald: „Sie sollen nur mit mir gehen. Ich bin gewiß, daß Sie es lernen werden, mich zu lieben.“

Seine feste schlichte Ueberzeugung schien sie Beide zu umhüllen, ihn und sie, die mit gesenktem Kopfe vor ihm stand. Mußte sie nicht siegen, diese treue Liebe?

Da fuhr sie zusammen und empor.

„Nein!“ schrie sie auf. „Ich kann es nicht!“

Ihre unnatürlich groß erweiterten Augen richteten sich angstvoll starr auf Ewald. „Nicht noch einmal lieben! nicht noch einmal!“ rief sie mit fast rauher Stimme. „Ich wende mich nicht ab von Ihnen, weil ich nicht an Sie glaube, wie an Hans, Ewald, weil ich weiß, daß Treue zerplittert und Schwüre verwehen, — ich wende mich ab von der Versuchung zur Liebe. Ich habe genug von der Liebe, ich litt zu schwer durch sie. Laßt mein Herz schlafen, es bedarf der Ruhe! Laßt mich allein!“

Sie hob die winkende Hand, und Ewald ging.

Einsam stand sie da in dem klaren Herbstsonnenschein, und was ihre Gestalt und ihr Antlitz umstieß, war dasselbe, was ihr damals am sturmbewegten See Ausdruck gegeben, was alle Frühlingsstrahlen und alle Liebeswärme nicht hinwegzuthauen vermocht hatten: Leid!

Tiefes Leid durchwühlte auch Ewalds Brust.

Innehaltend im raschen Gange, der ihn weiterführte, er wußte selbst nicht wohin, lachte er bitter auf.

Hätte er das nicht wissen können? War er nicht ein Narr gewesen mit seinen sonnigen Hoffnungen? Hatte er wirklich geglaubt, daß eine Seele so zerquält, zermartert werden kann, wie die Agathens, und dann

eines Tages den Stummer abwirft und emporlacht zu neuem Glück? Was sie erlebt, war das denn nicht genug, um einem Menschenherzen die Schwingen des Muthes zu knicken, die es allein emportragen können zur Sonne?

Er ballte die Hand, denn er dachte des Todten.

Gegrollt hatte er ihm, weil er Agathe das Leid kennen lehrte, — aber er hatte ihr Leben zerstört! —

Wie der arme prächtige Hans zum grinsenden Gespenst ward, das mit hohnvoller Hand aus dem Grabe herausgriff, erbarmungslos das junge blühende Dasein zerbrechend!

„Hin ist hin, und todt ist todt!“ sagen die Leute, als ob man mit dem Dahingegangenen nun nicht mehr zu rechnen habe. Und doch hat das Todte eine Macht, die stärker ist als die aller lebendigen Gewalten. Der Lebendige vermag immer noch zu schieben und zu rücken an dem, was er veranlaßte . . . über dem Gestorbenen und den Folgen seiner Thaten liegt ein Schlußstein, an dem nicht mehr zu rütteln ist. —

Agathe und Ewald traten durch entgegengesetzte Thüren zu gleicher Zeit in das Familienzimmer, kurz ehe der Wagen vorfuhr, der Ewald zur Bahnsation bringen sollte. Sie waren allein. Ewald sah sehr unliebenswürdig aus, und Agathe war tiefblau. Sie schaute unruhig in sein finsternes Gesicht. „Es thut mir weh, daß Sie mir zürnen, Ewald,“ sprach ihre süße Stimme.

Er zuckte die Achseln. Seltzam, — gerade ihre Weichheit vermehrte seinen Groll.

„Ich bin schmerzensehen geworden,“ fuhr sie mit einem müden Lächeln fort. „Ich bin von der Ueberzeugung zurückgekommen, daß die Liebe das Glück unseres Lebens darstellt. Im Gegentheil, sie ist das Leid. Wen man nicht liebt, der kann uns auch nicht wehe thun. Und wer so ruhlose Schmerzen kennen gelernt hat, wie ich, dem kann man es nicht verdenken, wenn er sich nun sehnt nach schmerzloser Ruhe. Ich meine, Sie müßten mich verstehen, Ewald.“

Da riß es ihn hin. „Agathe!“ rief er. „Damit sprechen Sie Ihrem besseren Selbst, Ihrer eigensten stolzen, tapferen Seele das Todesurtheil. Wer auf dieser Welt lebt und sich verschließt gegen ihren Sonnenschein, weil er nicht ewig andauert, — wer mit vollem Bewußtsein es verschmäht, aus ganzem Herzen Antheil zu nehmen an Freud und Leid der Zeit, des Lebens, in dem er steht, — der ist nicht werth, daß diese Erde ihn trage. Sein Frevel wird sich an ihm rächen, und er wird allgemach werden, was er sein zu wollen sich vermaß: ein Mensch mit todtter Seele. — Sie sagen: die Liebe ist das Leid des Lebens. Aber ist es denn etwas Anderes, als die Vorstellung eines Kindes, daß man das absolute Glück erfasse, sobald man liebt und geliebt wird? Nichts auf Erden kann Ihnen nach dem, was Sie erlebten, den unbegrenzten Glauben der Liebe an ihren Helden wiedergeben, diesen Glauben, mit dem Sie neben Hans an den Altar traten. Sie haben die Schwäche auch des besten Menschen kennen gelernt, — Sie können jetzt nur noch lieben zur Treue und Schwachheit. Aber wäre nicht auch das Ihrer würdig, würdiger, als ein freventliches Erstarren in Gemüthsstärke? — So ist meine Ansicht: das Herz fest und die Fahne des Ideals hoch halten, ist unsere Pflicht gegen uns selbst und die Welt, so lange wir in ihr athmen!“

Er war warm und eifrig geworden, der gute Ewald. Er fand Worte, die er sich selbst nicht zugetraut hätte, sein Gesicht hatte sich geröthet.

Agathe hielt den zierlichen Kopf tief gesenkt.

Die Anderen kamen herbei, und die Unterhaltung verallgemeinerte sich. Ewald nahm kurzen Abschied und fuhr davon.

Agathe nahm eine Beschäftigung vor. Die Schwestern hatten Rosen mit heraufgebracht aus dem Garten, die sie in einer Schale ordnete. Sie sah still auf die Blumen hernieder. Sie dachte an Ewalds Worte. Sie hörte deren warmen Ton, wieder und wieder klangen sie an ihr inneres Ohr. Sie waren doch nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Sie zeigten ihr das Unglück ihres Lebens in einem anderen Lichte: in dem einer Probe, in welcher sie sich zu beweisen hatte. Näh erhob sich in ihr als ein tönendes Echo dessen, was sie gehört, das bessere Theil ihres Selbst. Ewald hatte Recht! Sie war feig gewesen, untreu sich selbst und dem Guten, fahnenflüchtig aus Leidenschaft! Die Rosen vor hier waren auch abgetrennt vom Lebensquell, und doch dufteten sie noch, den Menschen zur Freude.

Sie fühlte es naß unter ihren Wimpern hervorbringen, aber das waren erlösende Thränen.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in der Garnison wurde Ewald ein Brief überbracht. Er riß ihn auf und erkannte Agathens Handschrift. Am Abend desselben Tages stand er abermals vor ihr. Auf dem Sophatische neben ihnen blühten in einer Schale etliche blaßgefärbte Rosen. Ewald streckte Agathen beide Hände entgegen.

„Zur Treue in Schwachheit?“ fragte sie, ehe sie die ihren hineinlegte.

Sie war blaß und still, gar nicht wie eine Braut.

Und Ewald ehrte ihr Empfinden und ließ seines Herzens Jubel gleichfalls nicht laut werden. Nur in ihm sang und klang es. Er war seiner eigenen Liebe sicher, und er wußte, daß Agathe das Herz einer rechten Frau besaß . . . die Zukunft war sein! Eine kleine Weile Geduld noch . . . dann bricht er hervor, der neue, der bessere Lenz! Dann ist Hans Hefberg's letzte That gelöscht, dann wird der Himmel nicht härter sein als die Menschen, die vergehen, — aus glücklichem Herzen heraus! — Ihr armen Todten!

## Toiletten-Erinnerungen.

Skizzenblätter von Elise Polko.

II.

Madame Bonaparte, die den deutschen Kaiser in einer sogenannten Morgen-Audienz, um vier Uhr Nachmittags, empfing, in Gegenwart ihres Gemahls, erschien ihm älter und magerer, als er die Gemahlin des Consuls zu sehen erwartet hatte nach dem Bilde Gerard's; auch war sie, seiner Meinung nach, viel zu höflich und freundlich. „Dies mußte wenigstens denen unausbleiblich in den Sinn kommen,“ schrieb er, „die, wie ich, ihre ehemalige Königin, bei der sie bekanntlich Hofdame war, ehe Beauharnais sie heirathete, in demselben Saale zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatten. Maria Antoinette zeigte in ihrer Gestalt, ihrem Wesen und ihrer Physiognomie eine so seltene, glückliche Mischung von königlicher Würde und echt humaner Annehmlichkeit, daß ihr darin nur die jetzige Königin Luise von Preußen zu vergleichen ist, der außerdem noch die reinste, naivste Grazie stets zur Seite geht. Ihre Tochter, Madame Louis Bonaparte, die, ohne schön zu sein, sehr viel Liebenswürdigkeit in ihrem Wesen hat, ist eine Frau voll seiner Kunst-Talente und Würde und Güte im Benehmen.“

Madame Bonaparte war heute, wenn auch nur in Morgenpuß-Formen, in weißen Atlas mit breiter Spitzenbesetzung gekleidet. In den schwarzbraunen Haaren hatte sie eine Art Diadem von drei Reihen großer Steine, in denen sich drei Medaillons von schönen alten Steinen befanden. Ihre Tochter trug weißen indischen Musselin und einen Weißkragen im Haar. Auch sie sprach nur wenige Worte, wie auch der Consul mit jedem zur Audienz Anwesenden. Da beobachtete denn der kleine deutsche Kaiser mit vielem Humor den verschiedenen Ausdruck in den Gesichtern der Damen, wenn der Held des Tages sich ihnen zur Ansprache näherte. Die Schönsten bemühten sich, noch schöner zu werden, die Augen glitten vom Himmel herab zu ihm, — die Köpfe neigten sich zur Seite. Wie ruhig und conventionell erschienen dagegen die Niemen Madame Bonaparte gegenüber. Die Augen erhoben sich nur bis zu dem Diadem der anmuthigen Frau.

Den Consul selbst und seine Kostüme zeichnete Friedrich Reichardt folgendermaßen: „Bonaparte ist klein und mager. Brust und Schultern sind breit, so auch sein Gesicht, doch ohne hervorstechende Knochen, ungeachtet die Haut scharf angepannt ist. Diese hat Olivenfarbe, ohne die mindeste Spur von Blutsfarbe und ohne merkliche Beweglichkeit. Die sanft gebogene Nase und der Mund sind fein geformt, und selbst das stark hervorstechende Kinn ist gar nicht unangenehm. Die Stimme ist tief und meistens rau, und die schwächende Rede von so geringer Modulationsfähigkeit, daß sich kaum die Frage bestimmen heraushebt. Die Augen sind klein und tief liegend, ohne bestimmte Farbe und Feuer. Zuweilen glaubt man sie von blaßblauer und bald wieder von grünlicher Farbe, immer aber wieder verliert sich in's Graue, Unscheinbare. Der Blick ist unruhig. Die breite Stirn wird von dem schwarzen Haar bedeckt, welches er rund um den Kopf trägt, ihm aber nicht vorthellhaft steht, da es überall dünn ist und ganz schlicht, wie naß, anliegt. Dies paßt besonders schlecht zu dem großen Consular-Kostüm, welches Bonaparte bei öffentlichen Audienzen trägt. Dieses Kostüm besteht in einem etwas langen und weiten scharlachrothen sammetnen Kleide mit sehr reicher Goldstickerei, die auf Bonaparte's Kleide fast mit jeder öffentlichen Audienz immer stärker und prächtiger wurde. Auf einem dieser Kleider, welches ihm die Stadt Lyon bei seinem letzten Aufenthalt daselbst überreichte, ist die Stickerei mit grünen Vorbeerzweigen durchflochten und bedeckt fast das ganze Kleid. Dazu gehört denn noch eine weiße Atlasweste, reich mit Gold gestickt, mit ziemlich langen Schößen, sowie weiße Kaschmir-Beinkleider mit goldgestickten Aniegürteln.“

Lange breite Spitzen-Manchetten und ein sehr langes und breites Jabot, weiße seidene Strümpfe und sehr breite, meist goldene Schuhspalten, sowie ein großer dreieckiger Hut in der Hand oder unterm Arme vollenden seinen Anzug. Seine Haltung ist einfach, ruhig und sicher, — er verneigt sich kaum merklich. Ungeachtet dieser äußeren Ruhe erkennt man doch leicht in allen seinen Zügen den Italiener. Seine Ausdrücke sind ungefügt, seine Aneben und Fragen gerade auf den Mann und die Sache passend. So ging er und seine Umgebung damals an dem preussischen Kapellmeister vorüber. Wie anders, viel wärmer, schildert die Frauenfeder der geistvollen Fürstin Pauline zur Lippe einige Gestalten des französischen Hofes, als das „Consulat“ eben in das „Empire“ übergegangen war. Ihre klugen Augen ruhen auf der Kaiserin Josephine und den hervorragendsten Erscheinungen ihrer Umgebung, und bezeugen furchtlos dem durchdringenden Blicke des Kaisers. Die schönen Frauengestalten, eng umspannt von schimmernden, knisternden Seidenstoffen, den weißen Raden, die blendende Büste in kostbarem Spitzenrahmen, die Arme aus kurzen Ruffärmeln auftauchend, zuweilen all diese Reize halb verhüllt von einem kostbaren Shawl, — die Frisur a la Titus, die Füßchen in Atlasstüben mit kunstvoll verschlungenen Bändern, unter denen rosige Seidenstrümpfe schimmern, die Hände bis über den Ellbogen bedeckt von losen Handschuhen, glitten lächelnd und grüßend an der ersten Fremden, der deutschen Fürstin vorüber. Damals, als der deutsche Kaiser die französische Gesellschaft schilderte, war sie eben noch ein aufgewählter Strom, die fürchtbare Revolution hatte eine Fülle seltener Gestalten herangespült, die spurlos verschwunden waren, als die Fürstin in diesen Kreis trat. Von der Kaiserin Josephine sagte sie, daß diese Frau vorzugsweise dem schönen Verufe lebe, Wohlthäterin aller Bedrängten zu sein, und zugleich Fürsprecherin bei dem Gewaltigen, mit anhaltender Treue. „Ihre ganze Gestalt, ihr Wesen, ihr Blick, jedes ihrer Worte ist Anmuth und





Strand an der Küste bei Genoa. Nach einer Skizze von Hermann Wehler. — Siehe Seite 158.  
Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung.



Wohltun, man hört ihr Lob aus jedem Munde." schreibt Pauline zur Lippe, und wahrlich, sie verdient es, allgemein geliebt zu sein, und wer sie sah und sprach, stimmte freudig ein. Jedem suchte sie es wohl zu machen, und sie selbst fühlte die Gelegenheit herbei, um etwas Gutes zu werden und ist von jeder Aeußerung des Stolzes ganz frei. Ihre Gestalt ist groß und edel, sie hat einen hohen, zwanglosen Anstand und viel Würde bei steter Freundlichkeit und repräsentirt vollkommen gut. Ihr Haar ist, gleich den schönen Augen, schwarz, ihr Profil markirt, ihre Zähne sind hübsch, und ihr Teint ist durch Hüsse der Kunst noch jugendlich. Ihr Kleid war einfacher indischer Musselin, mit weißen Atlasblättern besetzt, mit sehr langen, die Hand bedeckenden Aermeln, die reich mit Perlen besetzt und umgürtet waren. Sie trug außerdem noch eine Nobelpalatine und zur Hand lag ein kostbarer Carmoisin-Schawl. Auf dem Kopfe trug sie einen grünsammetnen Aufsatz mit einer Quirlende von großen, aufgeblühten Rosen so tief auf der Stirn, daß nur wenige Locken sichtbar waren. Auch die Damen des Gefolges waren in runden Kleidern von Atlas, Weiß und Hellroth die herrschenden Farben, die Bonnets alle sehr tief und wenig Haar zu sehen.

Die Königin Hortense, die zuerst im Morgenkleide vor der deutschen Fürstin in intimer Audienz erschien, wird als klein, mager, blond und von nicht blühender Farbe geschildert, ohne Schönheit der Züge, aber die Herzen gewinnend durch ihr zwangloses, natürliches Wesen, ihre Anspruchslosigkeit und lebenswürdige Höflichkeit. Sie trug ein Morgenkleid von türkisblauem Kaschmir mit einer gewirkten Kante; eine Sammet-Toaue von gleicher Farbe mit hochgelben Bändern und Federn verbar ihr Haar.

Vom kleinen Napoleon erzählt Pauline zur Lippe, daß er sehr schwächlich und zart ausgesehen habe in seinem schwarzen Kleidchen. Später erschien die Kaiserin auch in strahlendem Silbergewande mit diamantensprühendem Diadem, und ihre Tochter in goldgesticktem weißen Atlas mit eingewebten Beistichen; die fremde Prinzessin Pauline zur Lippe trug selber ihre verschiedenen Sammetroben, mit dem dazu gehörigen Manteau de cour und ihren schönen Brillanten und wurde zu den intimen wie zu den großen Festen geladen.

Der Kaiser war freundlich zu ihr, und sie schrieb von ihm: „Ich hatte ihn also nun zum ersten Mal gesehen, den großen Welteneroberer, und das Bild seines Aeußeren meiner Phantasie eingebrückt, — es war anders, als ich es mir nach so vielen Darstellungen früherer Zeit gedacht hatte; ein einziges Bild aus der letzten Zeit, mit dem Gute, gleich, und das erklärt sich sehr gut, weil der Kaiser erst in der letzten Zeit stark wurde. Er erscheint kleiner als er ist, weil sein Schulterbau so breit, er hat einen kleinen Ansat zum Embonpoint, sein Gesicht ist bräunlich colorirt, aber er sieht gesund, stark und ausnehmend fest, auch körperlich, aus. Man sieht es, daß diese Gesundheit durch Abhärtungen und Fatigen jeder Art geklärt ist; sein Auge saßt und ergreift; er ist gewöhnlich ernst, doch lächelt er oft, kann auch sehr freundlich aussehen, seine Stirn ist breit, sein Profil regelmäßig. Mehrere Büsten des Augustus, besonders einer im Museo, gleich Napoleon auffallend. Seine Sprache ist etwas heiser, sein Organ nicht voll Wohlklang, aber er spricht deutlich, langsam accentuirt, scharf, und man hört gleich, daß ihn nicht Frankreich gebär.“

Wie oft während ihres dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Paris flüchteten sich wohl die Gedanken der deutschen Fürstin in die stille ferne Heimath, — in die waldbesetzten Gärten ihrer Jugend, nach Blankenburg, wo sie einst in tiefsten Gesprächen sich erging unter den alten Bäumen mit ihrem Seelenfreunde, dem Canonicus Klein aus Halberstadt, der ein so häufiger Gast des Schlosses war, — und wo auch der gefeierte Jean Paul ihr entgegengetreten! Aber nur an einem Plaze fanden sie Ruhe, die Gedanken, in den trauten Gemächern des Detmolder Schlosses, die ihre kostbarsten Schätze bargen, — ihre Söhne.

Um ihrer Kinder willen, die den Vater so früh verloren, war sie zu dem damals mächtigsten aller Herrscher gepilgert, an ihre Söhne dachte sie fort und fort voll brennender Sehnsucht, — zu ihnen kehrte sie in fliegender Eile zurück, als sie in der vorgeschriebenen grande toilette en manteau et bijoux, die erbetene Privat-Audienz beim Kaiser endlich erlangt hatte. Und die Empire-Moden aus Frankreich wanderten schon damals nach Deutschland, und die Toilettenstände unserer Urogroßmütter und Großmütter bargen wunderbare Dinge. Da war zunächst ein vollständig faltenloses Staatskleid mit ellenlanger Schleppe, die aber über den Arm geschlagen werden mußte. Der dazu gehörige goldene Gürtel war mit einer Agraffe unmittelbar unter der Brust besetzt, der Ausschnitt mußte weit über die Maßgrenze hinausgegangen sein. Die Taille war hinten am Rücken gerade zwei Finger lang, dann folgten unter den Schulterblättern ein paar verlorene, mißvergnügte Rockfalten an. Die Aermel bildeten oben, neben der Schulter, eine Puffe und ließen den ganzen Arm entweder frei, den dann ein langer Lederhandschuh bedeckte, oder sie umschloßen ihn eng, um mit einer breiten, überfallenden Manschette zu enden, der die schönste Hand unbarmherzig entstellte und verbar.

Das zweite Kleid, das damals Asehen erregte, war das sogenannte „nationale“; es zeichnete sich unmittelbar nach den Befreiungskriegen, durch einen so complicirten Befeh von Halseln, Puffen und Schleifen aus, daß meine praktische Urogroßmutter die Hände über dem Kopf zusammenschlug über die unerhörte Stoffforderung der Schneiderin, die zu einem patriotischen Festball das deutsche Festkleid für die jüngste Tochter des Hauses zu liefern hatte. Der Kampf war heiß und hart, keine der beiden Streiterinnen gab nach. Das Kleid mußte angefertigt werden, denn es galt den Fürsten Blücher zu empfangen. Die hübschesten Mädchen der Stadt waren ausgelacht worden, um in einer wohlgeordneten Gruppe den Marschall Vorwärts, den Freund der Jugend und Schönheit, mit Blumen und Lorbeerkränzen zu begrüßen. Die Großtante, als die Jüngste, bildete, fest an die Wand gedrückt, die Spitze der reizenden Pyramide und hatte nur nöthig, von oben herab dem Helden einige Rosen entgegenzuwerfen. Ballfähig war ja die Kleine ohnehin noch nicht. Der praktische Kopf ihrer Mutter entschied so: das Kleid für das Kind wird vorn national und hinten — französisch gemacht. Sie bewilligte also nur die Hälfte der Mehrforderung, und die Schneiderin verfuhr nach dieser Anordnung. Die Großtante hat aber so bildhübsch ausgesehen und ihre Sache so graciös gemacht, daß sie nachher, trotz des heftigsten Widerstandes meiner Urogroßmutter, aus ihrem Versteck gewaltsam heruntergeholt wurde und sich lustig im Kreise schwang, die reizendste, glücklichste aller Patriotinnen, trotz des halb deutschen, halb französischen Gewandes. Nach einem Bilde, das von ihr noch aus jenen Tagen existirt, trug die Großtante damals auch einen sogenannten Tinskopf. Alt

und Jung, Dick und Dünn schnitt sich damals nämlich, nach dem Beispiele der schönen Ferdinande von Schmettau, die ihr üppiges Goldhaar als Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, das Haar kurz ab und trug kleine, tief in die Stirn hängende Locken. Aber kein Haar etwa behalten hatte, der thürmte es oben auf dem Scheitel in allerlei seltsame Formen auf und ließ nur an den Schläfen einige kurze dünne Locken hängen.

Später wurden jene abscheulichen, kurz aufgerollten Lockentuffs Mode, entweder vom eigenen oder vom falschen Haar, auch wohl von Seidensäden, die über Drahtgestelle gezogen wurden. Man band sie vor, sie waren an einer schmalen Haarlechte besetzt, die man über die Stirn zog und hinten im Nacken zulegte. Häufig trug man dazu einen schiefen Scheitel, und an der einen Seite mehr Locken als an der anderen. Das waren die von der „belle France“ damals nach Deutschland herübergewehten Moden des „Empire“. Zu ihrer bezauberndsten Gestalt erschienen sie in dem Bilde der Königin Luise von Gustav Richter.

Ob sich die Moden des damaligen „Empire“ von Neuem einbürgern werden? Nun, sie fänden wenigstens jetzt bei uns auch ein „Empire“, nämlich ein großes, deutsches Kaiserreich, das Gott segnen möge für und für.

Katholik verboten.

### Die Frauen und das neue bürgerliche Gesetzbuch.

Von Julius Weil.

Wenn unsere Frauen für Fragen des Rechts wenig oder gar kein Interesse zeigen, so ist dies leicht erklärlich. Keine von ihnen ist berufen, an der Gestaltung unseres Rechtslebens mitzuwirken; ihrer Wenige nur sind Verwände ihres Berufes als Handelsfrauen oder Gewerbetreibende in der Lage, sich mit den gesetzlichen Bestimmungen und Einrichtungen vertraut zu machen, und an die Uebrigen tritt in verhältnißmäßig seltenen Fällen die Nothwendigkeit heran, ihre rechtliche Stellung in's Auge zu fassen oder gar gegen Angriffe zu vertheidigen.

Sie soll es nun unter solchen Umständen geschehen, daß meine Ausführungen der Theilnahme der Leserinnen begegnen? Ueber eine spannende Criminal-Verhandlung habe ich nicht zu berichten, obwohl die Affären unserer Weltstädte reichlichen Stoff dazu böten, und eine Nothwendigkeit, sich mit meinen juristischen Anregungen zu beschäftigen, liegt wohl auch nicht vor. Oder vielleicht doch? Kann nicht in jedem Augenblicke selbst der glücklichsten, in sicherer Geborgenheit lebenden Frau ein widriges Geschick nahen und sie mit rücksichtsloser Hand in die peinlichsten und schwierigsten Verwicklungen stürzen? Und ist es gut, einen solchen unerwünschten Augenblick abzuwarten, ehe man sich über seine Rechte und Pflichten Klarheit verschafft?

Ich greife nur den nächstliegenden Fall heraus; eine Frau verwitwet. Mit einem Schlage verwandelt sich das Bild ihres Lebens. Sie tritt in den Mittelpunkt ihrer Familie, sie soll fortan leiten und raten, wo sie bisher die Geleitete, die Verwahrte war. Welches ist nun ihre Stellung vor dem Gesetz, — den Kindern, Dritten gegenüber? In Erziehungs-Fragen, in Vermögens-Angelegenheiten? Ist das Alles nicht von so großer Wichtigkeit, so bedeutungsvoll für ihre ganze Existenz, daß sie darüber nachdenken sollte, auch wenn die bittere Nothwendigkeit nicht dazu zwingt? Aber auch in der Ehe und vor der Ehe giebt es für eine Frau so zahlreiche rechtliche Beziehungen, die durch irgend ein Ereigniß praktisch wirksam und ausschlaggebend werden können, daß sie wohl Ursache hätte, den Rechtsfragen ebenso viel Aufmerksamkeit zuzuwenden wie anderen wichtigen Lebensfragen.

Hierzu bietet ein Ereigniß ausreichende Gelegenheit, das für unser Vaterland hochbedeutend ist. Vor Kurzem ist der Entwurf eines großen Gesetzbuchs-Werkes der Öffentlichkeit übergeben worden, welches bestimmt ist, in Zukunft als bürgerliches Gesetzbuch für ganz Deutschland zu gelten. Nachdem dieses Werk von einer aus den hervorragendsten praktischen und theoretischen Juristen zusammengesetzten Commission in mehr als dreizehnjähriger Arbeit geschaffen worden ist, hat man es nunmehr der Kritik aller betheiligten Kreise unterbreitet.

Nichts ist so verständlich als die Forderung, daß in einem politisch geeinigten Reiche auch ein einheitliches Recht herrsche. So wurde denn auch wenige Jahre nach der Gründung des Deutschen Reiches der lange gehegte Wunsch nach Rechtseinheit so mächtig laut, daß demselben in einem Reichsgesetze Erfüllung verheißen wurde. Bald darauf schon entstand ein gemeinsames deutsches Strafrecht und in weiterer Folge jene große Gesetzbuchs-Arbeit, wodurch die Verfassung der Gerichte und das gesammte Prozeß-Verfahren für ganz Deutschland einheitlich gestaltet worden ist. Aber der Hauptschritt zu völliger Rechtseinheit blieb noch zu thun.

Denn wenn nun auch in deutschen Landen in gleichen Formen Recht gesprochen wird, so ist doch der Inhalt dieses Rechtes nach den einzelnen Staaten, ja innerhalb eines Staates nach den einzelnen Landestheilen, durchaus verschieden. Um von dieser Vielfältigkeit der Rechtsnormen ein Bild zu geben, genügt es, die Gesetzesart von Preußen aufzuzählen. Hier herrschen neben einander drei große Rechts-Systeme: in den alten Provinzen das unter Friedrich dem Großen entstandene allgemeine Landrecht, in den Rheinlanden der napoleonische code civil und in einigen kleinen Districten das sogenannte gemeine Recht, welches im Wesentlichen eine Fortentwicklung des unter weiland Kaiser Justinianus gesammelten römischen Rechtes ist; außerdem aber gelten in einzelnen Provinzen, Kreisen und Städten besondere, namentlich das Familien- und Erbrecht betreffende Statuten, sodas es beispielsweise möglich ist, daß man eine Person, deren Tod in Berlin erfolgt ist, beerbt, während man dieselbe nicht beerben würde, wenn sie in Breslau oder Königsberg gestorben wäre.

Hiernach ermeßt man die Schwierigkeit, das deutsche Reich mit seinen zahlreichen Gesetzbüchern, Einzelgesetzen, Rechtsübungen und Theorien rechtseinig zu machen! Es handelt sich dabei um keine geringere Aufgabe, als den vorhandenen ungeheuren Stoff an römischen, deutschen, landesgesetzlichen Rechten, Büchern und Entwürfen zu sammeln, zu sichten, zu klären und hieraus ein den Gesamtzuständen des Deutschen Reiches entsprechendes, auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehendes Gesetzbuch zu gestalten!

Wahrlich, eine fast unlösbar scheinende Aufgabe! Aber sie ist gelöst worden. Vor uns liegt das Ergebnis bewundernswürdigen Wissens, heroischen Fleißes, künstlerischen Schaffens, — ein Werk, bestimmt, dereinst Pandekten und Landesrechte zu erlösen und als einziges bürgerliches Gesetzbuch unbeschränkt in Deutschland zu herrschen. Und diese Zukunft ist keine allzu ferne. Nach allgemeiner Schätzung werden nicht mehr als fünf Jahre in's Land gehen, bis das ersehnte Ziel erreicht und das Vaterland auch im Rechte geeint sein wird. . . .

Nach dieser kurzen geschichtlichen Darstellung wenden wir uns nun zu dem Entwurfe selbst, um die Stellung des neuen Gesetzbuches zu den Rechten der Frau kennen zu lernen.

Auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes ist die Frau dem Manne ebenbürtig. Jahrhunderte waren nothwendig, um diesem Grundsatze Anerkennung zu verschaffen, und noch bis in die neuere Zeit hinein rogen einzelne Ueberreste jener Rechtsbildungen, welche über die Frau, lediglich ihres Geschlechtes wegen, eine Bevormundung verhängten. Das neue Gesetzbuch bekennt sich unumwunden zu jenem Grundsatze, und wo es von demselben abweicht, da finden die Ausnahmen in den besonderen Beziehungen zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes ihre Rechtfertigung.

Ehe- und Familienleben bedingen ein gewisses Uebergewicht des Mannes. Wie er es ist, welcher der Gattin und den Kindern seinen Namen giebt, so ist er nach unseren Anschauungen auch persönlich und wirtschaftlich das Haupt der Familie, und diese Stellung des Mannes hat eine Unterordnung der Frau in allen ihre Person und ihr Vermögen betreffenden Fragen zur nothwendigen Folge.

Diese durch die Sitte und das öffentliche Wohl gebotene Einschränkung der Gleichberechtigung will auch das neue Gesetzbuch aufrecht erhalten, aber es geht hierin nicht weiter, als es die Zwecke der Ehe dringend erheischen und erreicht es so, daß die Rechtslage der Ehefrau sich vielfach günstiger gestaltet, als es bisher im größten Theile Deutschlands der Fall ist.

Dem Ehemann soll auch ferner die Entscheidung in allen, das gemeinsame eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten gebühren, während die Ehefrau berechtigt und verpflichtet ist, dem gemeinschaftlichen Hauswesen vorzustehen. Die Ehefrau ist ebenso wie die unverheirathete Frau rechts- und geschäftsfähig, aber sie ist regelmäßig an die Einwilligung ihres Mannes gebunden, sobald sie sich zu einer in Person zu bewirkenden Leistung verpflichtet oder ein ihr Ehegut schmäleres Rechtsgeschäft abschließen will.

Dies sind die allgemeinen Grundzüge, nach denen die persönlichen Verhältnisse der Ehegatten geregelt werden. Nehmt sich das Gesetzbuch hier im Wesentlichen an den bestehenden Rechtszustand an, so tritt es in der Ordnung der ehelichen Güter-Verhältnisse reformirend und vereinfachend auf.

Das Vermögen, welches die Frau zur Zeit der Eheschließung hat oder während der Ehe erwirbt, wird Ehegut und unterliegt als solches der Nutznießung und Verwaltung des Mannes. Ausgenommen ist aber Alles, was die Frau durch ihre Arbeit außerhalb des häuslichen Wirkungskreises oder durch den selbständigen Betrieb eines Geschäftes erwirbt, und was durch Bestimmung des Ehevertrages oder dessen, der ihr das Vermögen zugewendet hat, zum Vorbehaltsgut gemacht ist. Dies ist der Güterzustand, wie er für alle Ehen gesetzlich normirt werden soll. Die Ehegatten können denselben aber vor oder nach Eingehung der Ehe durch Ehevertrag abschließen oder ändern. Sie können Trennung der Güter, also völligen Anschluß der ehemanlichen Nutznießung und Verwaltung, sie können Gütergemeinschaft, sie können Errungenschafts-Gemeinschaft, das ist: Vereinigung des während Bestehens der Gemeinschaft erworbenen Vermögens, sie können endlich Gemeinschaft des beweglichen Vermögens und der Errungenschaft vereinbaren, und das Gesetzbuch giebt für jede dieser Formen des güterrechtlichen Zusammenlebens bestimmte und bindende Normen.

Das rechtliche Verhältniß der Mutter zu ihren Kindern erfährt eine wesentliche Umgestaltung. An Stelle der väterlichen Gewalt setzt das Gesetzbuch die bisher nur in einigen Landestheilen bestehende elterliche Gewalt, deren Inhaber der Vater und nach dessen Tode, oder, wenn dieser die Gewalt verwirkt hat, die Mutter ist. Fortan fallen also die Kinder nach dem Tode des Vaters nicht unter Vormundschaft, sondern unter die elterliche Gewalt der Mutter, welcher nur auf ihren Antrag oder in Folge einer väterlichen Anordnung oder bei einer besonders umfangreichen und schwierigen Vermögens-Verwaltung ein Beistand zu bestellen ist. Diese Anordnung bedeutet eine erhebliche Stärkung der Rechtsstellung der Frau; denn die elterliche Gewalt begründet nicht bloß die Pflicht und das Recht, für die Person und das Vermögen der Kinder zu sorgen, sondern auch das Recht der Nutznießung an ihrem Vermögen; auch stehen damit gewisse, die spätere Bevormundung der Kinder betreffende Befugnisse im Zusammenhang. Mit der Eingehung einer neuen Ehe der Mutter endet ihre elterliche Gewalt, mit der Verheirathung des Kindes ihr Recht der Nutznießung.

Von hoher Wichtigkeit ist dann die gesetzliche Regelung der Ehetrennung. Das Gesetzbuch hat die Tendenz einer Erleichterung derselben. Es läßt die Scheidung nur bei bestimmten, schweren Verletzungen der Ehepflichten seitens eines Ehegatten und in Fällen vollständiger Aussichtslosigkeit der Herstellung ehelicher Verhältnisse zu; in anderen Fällen ist nur die zeitweilige Trennung von Tisch und Bett zulässig, welcher die endgültige Scheidung erst nach Ablauf der Trennungszeit folgen kann. Eine verschiedene rechtliche Behandlung der Scheidungsgründe, je nachdem sie dem Manne oder der Frau zur Seite stehen, findet nicht mehr statt. Die Kinder werden dem unschuldigen Ehegatten zugesprochen und, wenn beide Ehegatten schuldig sind, die Tochter der Mutter, die Söhne bis zum vollendeten sechsten Lebensjahre der Mutter, für die späteren Lebensjahre dem Vater; von dieser Regel kann indessen, wenn dies durch besondere Umstände im Interesse der Kinder geboten erscheint, vom Vormundschafts-Gericht abgewichen werden.

Wird die Ehe durch den Tod gelöst, so soll der überlebende Ehegatte, wenn Kinder oder deren Abkömmlinge mit erben, zu einem Viertel der Erbschaft, wenn Eltern, Geschwister oder deren Abkömmlinge oder Großeltern mit erben, zur Hälfte, sonst aber zur ganzen Erbschaft berufen sein. Im zweiten Falle gebühren demselben außerdem das im gewöhnlichen Ehegebrauch befindliche Haushalts-Inventar und die Hochzeits-Geschenke. Der Pflichttheil beträgt immer die Hälfte des Verthes des gesetzlichen Erbtheils.

Dies sind die wesentlichen, auf die Frauenrechte bezüglichen Grundgedanken des Gesetzbuches. Sie erscheinen in ihrer Gesamtheit zweifellos geeignet, die Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechtes zu fördern und lassen deutlich das Bestreben



erkennen, den rechtlichen Einfluß der Ehefrau und der Mutter zu stärken. Dieses Bestreben wird der Zustimmung der Lehrerinnen sicher sein.

Wie weit im Einzelnen berechtigten Wünschen mehr Genüge geschehen und gewisse Fragen dem praktischen Bedürfnisse entsprechend entschieden werden können, das zu untersuchen und darzulegen wird der besonderen Thätigkeit derjenigen Vereinigungen vorbehalten bleiben müssen, welche die Förderung der Interessen des weiblichen Geschlechtes zu ihrer Aufgabe gemacht haben. Es werden aber auch Anregungen aus anderen Frauenkreisen mit Aufmerksamkeit beachtet werden, und diese Zeilen sollen dazu dienen, solche Anregungen laut werden zu lassen.

Kadastre verbeten.

### Aus den Bädern.

Wildbad Gastein, Ende August.

**G**astein, — welch wunderherrliches Gemälde zaubert dieser Name vor das geistige Auge! Wer je, von Vened über Vöcklabruck, dem alterthümlichen Dorfe, auf der bequemen Fahrstraße kommend, bei einer plötzlichen Vichtung des Waldes dies Bild zu seinen Füßen liegen sah, der kann es nimmermehr vergehen.

Aus waldiger Höhe strüzt die ganze Schlucht mit seinem Tosen erfüllend, Willkürden Demanttropfen sprühend, ein mächtiger Wasserfall in das Thal; hohe, theilweise schneebedeckte Berge und schroffe Felsen umschließen es von allen Seiten. Das Auge erblickt keinen Ausweg, — es ist, als ob die Welt da ihr Ende gefunden hätte. Und in dieser herrlichen Wildnis haben die Menschen nicht Hütten, nein, Paläste erbaut, fünfstoßhohe Häuser „mit allem Comfort der Neuzeit.“ Rechts, links, oben und unten, allüberall, wo das Wasser und die Berge noch Raum gelassen, hat der Speculationsgeist der Neuzeit prachtvolle Hotels geschaffen, denn aus unergründeter Tiefe sprudelt die heilsame Quelle hervor, und von aller Herren Länder strömt die Menschheit herbei, die kranken und altersschwachen Glieder zu haben und zu stärken.

Auch Gastein hatte bislang sein historisches Cafenster, — gleich Berlin, doch nimmermehr blüht der lebenswürdige greise Kaiser Deutschlands heraus. Die heilsamen Quellen vermochten es nicht, dem Gesehe der Natur entgegenzuwirken. . . .

Zu diesem Jahre war es die Anwesenheit der Kaiserin von Oesterreich, die im Wildbad die größte Anziehungskraft ausübte. Die hohe Frau bewohnte keines der eleganten Hotels, sondern eine reizend gelegene, beschiedene Villa mit herrlichem Ausblick auf das Gasteiner Thal, durch das sich die Aache, nachdem sie sich als Wasserfall ausgetobt, hübsch stumm, inmitten grüner Wiesen und Matten schlängelt. Alle Tage konnte man die hohe Frau im kurzgeschürzten Vodenleide und unbedeckten Hauptes mit ihrer anmuthigen Tochter, der Erzherzogin Valerie, in den schönen Waldwegen oder auf der historischen Kaiser-Fromenade begegnen. Das Volk ist des Lobes voll über die Leutseligkeit der noch immer auffallend schönen Regentin. Nach stundenlanger Wanderung hielt sie sich Einker bei einer Semmerin oder einer Försterin und ließ sich dort ein ländliches Mahl bereiten. Am offenen Herde sitzend hielt sie Zwiegespräch mit der abnungslosen Bäuerin, und das Lob, das diese ihr spendete, mag ihr mehr Freude bereitet haben, als die Hymnen offizieller Feder. Wie mag die hohe Frau gelächelt haben, als eine Bäuerin ihr gegenüber einst in unverhohlener Bewunderung sich äußerte: „Sei san aber a scheene gnä' Frau!“

Der Herzog von Cumberland, mit seiner nun vollständig geneigten Gemahlin Thyra, weilte auch mehrere Wochen hier, und oft sah man ihn mit seinen fünf blondköpfigen unehelichen Kindern.

Tag für Tag bringt die Post neue Gäste, und das so selten gewordene Posthorn erklingt als Abschieds- oder Willkommensgruß. Es herrscht in den drei Monaten der hants saison ein formwährendes Kommen und Gehen.

Zu welchen Ingrebienzien eigentlich die Heilkraft des Gasteiner Wassers zu suchen ist, darüber sind die Gelehrten noch immer nicht einig, denn die chemische Analyse ergibt keine außerordentlichen Bestandtheile desselben, — man schreibt ihm gemeinhin elektrische Kraft zu. Sei dem, wie es wolle, die Erfolge sprechen deutlicher als die Chemie. In unermindelter Fülle strömt es seit Jahrhunderten aus der Erde hervor, um in Röhren gesammelt, nach allen Richtungen geleitet zu werden. Hoch oben ewiger Schnee, und tief unten im Grunde heiße Quellen. Wer löst diese Räthsel der Natur!

Schon um das Jahr 696 tauchte zum ersten Male der Name Gastein auf, und eine Legende berichtet, daß die Heiligen Primus und Felicianus als Einsiedler dorten gewohnt hätten, und daß auf ihre Fürbitte die heilsamen Quellen entspringen wären. Doch erst im Jahre 1436 wird Gastein als Baderort genannt, — und zwar war es Niemand geringeres, als der deutsche Kaiser Friedrich II., der dort als Sturgast weilte.

Verühmter als durch die heißen Quellen war Gastein durch seine ergiebigen Gold-Vergwerke. Im sechzehnten Jahrhundert nahm es einen gewaltigen Aufschwung, die Religionskriege aber riefen auch unter den Bewohnern Gasteins Spaltungen hervor, und als die Anhänger Luther's aus dem Lande verbannt wurden, da wanderten Tausende über die deutsche Grenze. Der Bergbau wurde vernachlässigt, die Schachte schlossen sich im Laufe der Jahre, Schnee und Eis bedeckten die Schätze der Berge, und heute ist die Ausbeute eine kaum nennenswerthe. Kein Gold wird mehr an's Tageslicht gefördert, — doch aus den heißen Quellen wird es reichlich herausgeschlagen.

Bedenkt man die Mühen und Kosten, alle Lebensmittel in dieses weltabgechiedene Thal zu führen, so wird man über die hohen Preise, die gefordert werden, nicht mehr staunen. Keine Eisenbahn führt dahin, und von der letzten Station, Vened, fährt man vier Stunden bergauf. Die Luft hier oben ist wunderbar, — gleich erfrischendem Trunk erquickt sie Brust und Lunge!

Man plant schon seit längerer Zeit eine Zahnrad-Bahn, — doch dünkt Einem das schier unmöglich, betrachtet man die mächtigen Hindernisse, die zu bewältigen wären, — freilich, was hat der menschliche Geist nicht Alles schon überwunden!

Wenn des Abends die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Bergspitzen in rosige Gluthen tauchen, und tiefe Schatten sich um das Thal legen, — da leuchtet plötzlich in der engen Schlucht ein anderes feenhaftes Licht auf, und der Wasserfall strahlt in geheimnißvoller Helle, die seine Milliarden Tropfen in ebenso viele glänzende Diamanten verwandelt, — das ist das elektrische Licht, das Wildbad Gastein, wenn das Sonnenlicht geschwunden, taghell erleuchtet.

Jose' Baronisse Schneider-Arno.

## Verschiedenes

Kadastre auch im Einzelnen verboten.

„Er kommt!“ Von F. Pröb. Siehe das Bild, Seite 153. Kann man sich ein besseres „Willkommen“ wünschen, als fröhliche Mädchenaugen, die einem entgegenlachen? Von der Altane des Buntschgauer Bauernhauses, dessen Buhenscheiben-Fenster in der Sonne blinken und das einladend genug aus Nebengerank und dem düsteren Hintergrunde der rauschenden Bergtannen hervorschaut, haben sie schon lange den Pfad hinauf gepöpst, auf dem er des Weges kommen muß. Vielleicht hat er versprochen, sie zur Kirche abzuholen, zu irgend einem Feste jedenfalls. Denn wenn die Buntschgauer Mädchen auch sich immer schümel und sauber tragen, so herausgeputzt, wie auf unserm Bilde, sind sie doch nur an Sonn- und Feiertagen. Und man sieht es der freudigen Erwartung in den Augen der beiden jungen Mädchen an, daß ihre Freude nicht nur „ihm“ gilt, — auch in Tirol begnügen sich übrigens nicht zwei Mädchen mit einem Bräutigam, — sondern daß „er“, wie so häufig, nur das Mittel zum Zweck ist. Vielleicht ist er nur der dienstfertige Galan, der sie zum Tanz führt, und von einem tieferen Interesse für ihn ist noch bei keiner die Rede. Doch ist er selbst dann noch beneidenswerth, denn zwei frischere und duftigere Alpenrosen hat noch kein Buntschgauer am Arme geführt.

Strand an der Küste bei Genua. Von Hermann Kestel. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung. Siehe das Bild, Seite 156. — Felsige Klippen, brandende Meereswogen, vom Sturm gepeitschte Pinien, — die grandiose Wildheit der Natur tritt uns in ihrer ganzen überwältigenden Kraft entgegen. Manchen mag das Bild Kestel's ein wenig an Böcklin erinnern, — da sind dieselbe gewaltige Formengebung, dieselben kräftigen Schattens, dieselbe wunderbare Stimmung, welche die Seele bezaubert. Aber die sonderbare Staffage, die angefüllte und dem gewöhnlichen Menschenvorstande ewig ein Räthsel bleibende „Idee“, die Meister Böcklin's Gemälden immer etwas Gefünsteltes und Manierirtes verleiht, fehlt dem Kestel'schen Bilde. Kestel giebt die Natur wahrer wieder, er läßt sich daran genügen, ihre einfache Größe auf den Beschauer wirken zu lassen, er deutet nichts hinein, und er steht uns deshalb näher. Wir hören das Branden der Wogen an dem felsigen Gestade, das Rauschen des Windes in den Kronen der Pinien, wir sehen die dunklen Felsklippen, das asphaltblaue Meer und die weißen Wellenkämme. Wie ein Byron'sches Gedicht spricht es aus dem Wilde des Künstler's, und wir gehen uns dem Eindruck des Erhabenen hin, ohne uns, wie bei Böcklin, mit dem Sonderbaren vorher abfinden zu müssen.

## Aus der Frauenwelt

Berlin. — Daß das weibliche Geschlecht unter der Bevölkerung Deutschlands das männliche überwiegt, ist eine bekannte Thatsache; auffällig ist nur, daß dieses Verhältnis sich bei jeder neuen Zählung immer mehr zu Ungunsten des männlichen Geschlechtes verschiebt. So befanden sich unter den 46,895,704 Einwohnern, die am 1. December 1885 im Deutschen Reich gezählt wurden, 22,933,664 Personen männlichen und 23,922,040 weiblichen Geschlechtes, jedoch letzteres um 988,376 stärker ist, als das männliche oder, relativ ausgedrückt, daß auf 100 männliche Einwohner 104,3 weibliche kommen. Dieses Verhältnis wird noch dadurch für die maßgebenden Altersklassen zu Gunsten der Frauen erhöht, daß bei weitem mehr Kinder männlichen als weiblichen Geschlechtes geboren werden, z. B. 1886 auf 100 Mädchen 106 Knaben; dementsprechend überwiegt in den unteren Klassen noch das männliche Geschlecht, während allmählich infolge stärkeren Absterbens und Auswanderns der Männer die Frauen in den Altersklassen, in denen das Verhältnis der Geschlechter von erhöhter Wichtigkeit ist, in verstärktem Maße prävaliren. Im Großen und Ganzen ist das männliche Geschlecht nur in Westfalen und im Rheinlande stärker als das weibliche vertreten; sonst herrscht überall das weibliche vor, am meisten in Berlin, Bremen, Hohenzollern, Waldeck und Schlesien.

Budapest. — Bei Gelegenheit der Fahnenweihe des Raaber Veteranenvereins, welche dieser Tage gefeiert wurde, erregte eine Frau großes Aufsehen, weil sie die Oberleutnants-Uniform der 1848/49er Honveds, und zwar mit vollkommener Berechtigung, trug; sie hat den ganzen ungarischen Freiheitskampf mitgemacht und an neun Schlachten und Gefechten theilgenommen. Im Jahre 1830 in Agram als die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns Namens Leblöck geboren, verlebte sie ihre Jugendjahre bei Verwandten in Wien und nahm dort im Jahre 1848 an den Straßen- und Barricadenkämpfen thätigen Antheil. Nach der Einnahme von Wien gelang es ihr, nach Raab zu flüchten, und hier stellte sich das 17-jährige Mädchen in die Reihen der ungarischen Vaterlandsverteidiger. In der Schlacht bei Kopolna überwältigte sie zwei Kürassiere und wurde aus diesem Anlasse zum Lieutenant ernannt. Bei Berpelet wurde sie schwer verwundet und lag lange Zeit im Tiszfüreder Spital. Wieder dienstfähig, wurde sie zu den Miklos-Husaren eingetheilt und brachte unter vielfachen Gefahren und Schammühen einen Wagenzug mit Proviand und Munition glücklich in das belagerte Komorn. Für diese That ernannte sie der Kriegsminister zum Oberleutnant. Nach dem Freiheitskriege war sie eine Zeit lang in der Arader Festung gefangen. Nach ihrer Freilassung wandte sie sich nach Raab und verheiratete sich daselbst. Heute lebt sie bei ihrem in Neupest ansässigen Sohne.

London. — Vor Kurzem erhielt die Königin Victoria aus Schloß Friedrichstern bei Potsdam das Bild eines Säuglings in einem schön geschnittenen Rahmen aus Eichenholz zugesandt. In einem Wappenschild, der am Kopfe vorhanden, stand die Bezeichnung „Nummer fünf“ eingraviert. Das Portrait stammt von der Prinzessin Margarete von Preußen, der Tochter der Kaiserin Friedrich; diese hatte für die Königin in wenigen Strichen das Bild des jüngsten Sohnes Kaiser Wilhelms II. hergestelt, da aber die Taufe des kleinen Prinzen noch nicht stattgefunden, nannte ihn die jugendliche Tante kurz entschlossen „Nummer fünf“. In einem kleinen Briefchen, welches die Prinzessin beilegte, heißt es: „Unser Jüngster ist wie geschaffen dazu, Armeen zu kommandiren, er hat eine Stimme, die schon jetzt weitläufig vernehmbar ist.“

Zürin. — Die Kaiserin Eugenie erhielt, als sie sich mit Kaiser Napoleon III. vermählte, unter anderen Geschenken von der Stadt Biège ein Spitzenkleid, in das auf feenhaft zartem

Grunde eine Anzahl von Weissen, die Lieblingsblume der Napoleoniden, eingewebt war. Dieses Kleid trug die schöne Spanierin ein einziges Mal in ihrem Leben, nämlich auf dem Wege zum Trau-Altar. Vor einigen Tagen gelangte nun das Kleid, das einen Werth von mindestens 30,000 Francs hat, in einer weißen Atlas-Kassette sorgfältig verpackt, an die Prinzessin Sittia, deren Verählung demnächst erfolgen wird. Die Kaiserin legte dem Geschenke einige Zeilen folgenden Inhalts bei: sie hätte gehofft, das Gewebe, das sie im stolzesten Augenblicke ihres Lebens getragen, der Braut ihres Sohnes anlegen zu dürfen; der Allmächtige wollte es anders; möge das Kleid denn Sittia an deren Hochzeitstage schmücken, und der Himmel walle, daß ihr Glück auf festerer Grundlage ruhe, als dies bei der Absenderin der Fall gewesen.

## Die Mode

Kadastre auch im Einzelnen verboten.



In kurzer Zeit haben sich die zierlichen gepreßten oder glatten Ledertäschchen unserer Damenwelt unentbehrlich zu machen gewußt, und schon oft ist der Wunsch laut geworden, sich solche Täschchen selbst arbeiten zu können. Mit nebenstehendem Metallbügel nebst Handring, aus Bronze oder Nickel in einfachster und kunstvollerer Ausführung vorrätig, geben wir unseren Leserinnen ein Hilfsmittel zur Hand, sich aus Resten damassirten oder glatten Seidenstoffes, Plüsch, Leder oder Leinen Arbeits-, Schlittschuh-, Schwammtäschchen etc. selbst herzustellen. Besonders empfiehlt sich Leinen seiner Waschbarkeit halber, da das Austrennen und Wiedereinnähen in die Löcher nur eine kleine Mühe ist. Zur Verzierung des Beutels liefern unsere Arbeitnummern eine reiche Auswahl der schönsten Muster für Plattstich, Kreuzstich, Goldstickerei, Brandmalerei etc. S. 11.



Paris. — Schon regen sich in den Mode-Magazinen alle Hände zur Anfertigung von Visiten- und Theaterhüten. Unter letzteren befindet sich ein das Gesicht wie ein Heiligenschein umrahmendes Modell, dessen Krempe innen mit roter Sammet, außen mit rötlichblauem Grobgrain glatt bezogen ist, während den Kopf blaßblauer Seiden-Muffeln drapirt, der unter dem Kinn sich zu einer großen Schleife verhängt. Ein Gewinde aus Atlas- und Sammetblättern legt sich um den Kopf. Dieses Modell wird in schwarzen Spitzen, in gelbem Krepp mit schwarzem Sammet sowie in allen Lichtfarben nachgearbeitet werden.



Allen zu empfehlen, die weite Wege zu Fuß machen, ist ein leichtes Herbstmäntelchen aus dunkelblauer Bengaline, das die ganze Toilette verhüllt. Die reiche Stickerei ist mit dunkelblauer Seide und bläulichem Stahl ausgeführt. Der Gürtel, welcher den Mantel vorn zusammenhält, geht unter den Falten des Rückens hindurch. Die kurzen Ärmel verlieren sich im Rücken unter einer großen Falte des gestickten Fiskus. Ein kleiner Capote-Dut mit übereinstimmender Stickerei vervollständigt den Anzug.



Die Toiletten der Uebergangs-Saison, welche zwischen dem Sommer- und Herbstkostüm die Mitte halten und die Wintermoden vorbereiten, tragen stets ein besonderes Gepräge. Charakteristisch in dieser Beziehung ist ein Kostüm im Geschmack des Directoriums, welches sich sowohl für die Jagdzeit auf dem Lande, wie für die Stadt eignet. Gelbe Surah bildet den unteren Rock, der, vorn fein plüschirt, unter einem zweiten, vorn offenen Rocke aus braunrother Serge hervorschaut. Aus letzterem Stoffe besteht auch das





Jäckchen, welches porzellanblaue Aufschläge schmückt, während Chemiset und Schärpe mit dem unteren Rock übereinstimmen. Letztere ist schräg über die Brust gelegt, umspannt die Taille und fällt an der Seite bis zum Rocksaum herab. Moosbrauner Filzhut mit schwarzer und goldener Borte und rötlichem Herbstlaub aus Seide und Sammet garnirt.

Für kühle Herbstabende ersehen jedoch ein äußerst zierlicher und eigenartiger Ueberzieher aus mastixfarbener Seide mit altrosa Atlasfutter und Kragen nebst Aufschlägen aus grünem Sammet. Von der Basse an in einem Stück geschneitten, ist er in der Taille gürtelartig eingereibt. Die Ränder umgibt grüne Seidenborte.



Den Vorzug unter den neuen Herbstmänteln, die leicht und warm zugleich sind, verdient ein Mantel aus moosgrüner Biqogone. Schwarzes Moiré-Band hält, dreimal je zu drei Reihen aufgefesht, ein bis zur Schulter reichendes Plüsch, welches die Aermeltheile vorstellt, zusammen. Ein sehr langer, spitzer Capuchon, der im Nothfall selbst den Hut zu schützen vermag, ist nur durch Haken befestigt, sodas er nach Belieben an- oder abgelegt werden kann. Der mit Moiré eingefasste Stoff-Volant, der den Capuchon garnirt, läßt sich einfacher noch durch Seiden-Franze ersetzen.



Die erste Sorge einer Mutter für ihre die Pension verlassende Tochter ist die Beschaffung eines jugendlichen Kostümes in echtem Pariser Geschmack. Unter derartigen Kostümen haben wir als äußerst gelungen eines hervor, das in seiner Zusammenstellung aus granatroth und blau-carriertem Gewebe mit wasserblauen Crêpe de Chine von reizender Wirkung ist. Granatrothe Sammetstreifen bilden die einfache Ausstattung. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Hut, in dessen flacher Form sowie in der



Garnitur aus langen Straußfedern schon sehr bestimmt die Wintermoden vorgezeichnet sind.

Auf die leichten drapirten Sommer-Anzüge folgt das Ueberkleid als die geeignetste Tracht. In diesem Herbst trägt man es vielfach aus Haïlle, Bengaline oder Tuch zu ringsherum plissirten Röcken und entsprechenden Westen. Als Neuheit tritt uns folgende Zusammenstellung entgegen: Rock und Weste aus silbergrauer Bengaline, Ueberkleid aus dunkelgrauem Tuch mit weißen Aufschlägen, Spangen und Schleife aus Silberband. Die Achselverzierung aus Bengaline kann beliebig fortbleiben.

Sehr einfach und niedlich ist das Kocamier-Kleidchen für Mädchen von 8 Jahren. Man fertigt dasselbe aus sehr schmiegsamen indischen Crepon und garnirt es mit weißen, buntfarbig gestickten wollenen Streifen. Der gekrauste Rock wird der Taille verfürzt angelegt.



Nach englischer Art gekleidet sieht man fast nur Kinder von 4-6 Jahren. Die schwarzen Strümpfe bilden das Charakteristische dieses Kostümes. Das Kleidchen aus großem Tüll mit bunten Roschen über gleichfarbigem Unterkleid durchziehen Einfäße in orientalischer Stickerei. Ein im Rücken mit langen Enden ge-

bundenes schmales Band umschließt die Taille; ein gleiches befestigt den Hut, welchen weiße Federn und schwarzer Sammet garniren.

Auch die kleinen Mädchen beginnen im Empire-Kostüm zu erscheinen. Man behauptet, das die weiten Ärmel, der faltige Rock und das Mäntelchen „bonno femme“ sie reizend kleiden; indessen ist diese Tracht für die kindliche Gestalt zu schwerfällig und die des Directoriums, mit den hierzu verwendeten gestreiften Stoffen, ihrer längeren Taille und ihren breiten Revers entschieden vorzuziehen. Aus leichtem Wintertuch und fein gestreiften Wollstoffen lassen sich sehr hübsige Anzüge dieser Art zusammenstellen.



In den Schlössern des Adels beginnt man bereits zu den großen Herbstjagden Vorberreitungen zu treffen, wobei die Toilettenfrage eine hervorragende Rolle spielt. Bei der Herzogin v. Uxès sowie bei anderen vornehmen Grundherrinnen ist das gewöhnliche Reitkleid



Kostüm Chantilly wird zugelassen und an Stelle des hohen Herrentutes tritt oft der mit Gold- oder Silberborte besetzte Dreispiz. Der Rock dieses Kostüms ist wie bei dem gewöhnlichen Reitkleid blau oder schwarz. Sehr elegante Damen bevorzugen das sogenannte Königsblau, weil es zu der rothen Tahtaille, welche mit goldenen Knöpfchen über einer weißen Seidenweste zurückgedrückt ist und zu dem grauen, goldborbirten Dreispiz vortreflich paßt. Erwähnt sei noch, das manche Damen den Hute oder dem Dreimaster die Mühe vorziehen, jedoch gestattet der gute Geschmack dieselbe nur bei Wildschwein-Jagden, während bei Jagden auf kleines Wild der schwarze oder graue Herrenhut getragen wird.

Auf dem Lande, wo man das Gas entbehrt, ist es Mode, die Salons durch Armlencher zu ersetzen, die man auf kleine zierliche Tische stellt. Diese Tische bestehen entweder aus vergoldetem oder gewöhnlichem Holze, welches man mit Tuch bezieht. Darüber wird eine kleine Decke gebreitet, welche mit Spitzen und zierlichen Schleifen geschmückt ist. Am den Fuß des Lenchers und dessen Arme raut natürlicher oder künstlicher Epheu. Dieser anmuthige Blätter schmuck verdirgt dann auch wohl unter seinem reichen Grün den etwas verblühten Goldglanz und die veraltete Form solcher Gandelaber, die man aus diesen Gründen bereits bei Seite gestellt hatte.



Zu den Herbstjagden aus weißem Tuch bilden zierliche weiße Amazonenhüte aus Filz die vornehmste Kopfsbedeckung. Dieselben erscheinen besonders duftig und distinguiert mit einer gleichfalls weiß gehaltenen Garnitur aus Muschen-Tüll und Flügelstufen.

Noch immer sind die weißen Wollkleider eine von der Damenwelt gern gewählte Tracht. Der kälteren Jahreszeit entsprechend werden die schwereren Gewebe-Arten, wie Diagonal-, Köper- und Tuchstoffe bevorzugt. Unter ihnen bilden solche mit farbiger Sontage-Stickerei, welche den Grund in regelmäßigen Muster ganz bedecken, die große Saison-Neuheit. Da diese Stoffe nach Maß künstlich sind, lassen sie sich zu Taille und zu Draperie- oder nur zu Garnitur-Theilen angewendet, vortreflich zur Aufarbeitung eines getragenen Kostüms verwenden.

## Handarbeiten

Raddruck auch im Einzelnen verboten.

An der zu einem Küchentischen verwendbaren Stickerei mit farbigem Metallschnürchen wirken letztere in Blau, Grün,



Kupferroth und Braun schimmernd, besonders reizvoll in der Ausführung des Vogels. An diesem bilden sie, stets zu zweien neben einander mit braunen Ueberfangstichen aufgeräht, dichte Flächen, während sie in dem umgebenden Blumen-Ornament nur noch als Contour sowie zur Ausfüllung von Adern und Kelchen verwendet sind. Im Uebrigen ist die Stickerei im leichten in einander greifenden Plättchen mit zweitheiliger Nilofelle-Seide ausgeführt. Weiße Bastschleife giebt den Fond der Vorlage.



Durchzug-Arbeit auf Wachsfall verpricht wieder sehr in Aufnahme zu kommen. Je nach der Verwendung, besonders zu den dreieckigen langen Schleieren, die gleich den Spitzenhants als graziofe Kopfschulle dienen, wählt man den Tüll ziemlich feinnäsig und führt die Durchzug-Arbeit mit weißem Stanggarn aus.

## Wirtschaftliches

Raddruck auch im Einzelnen verboten.

### Einnachen von Früchten.

Nachstehende Recepte von in Essig und Zucker eingemachten Früchten sind für eine doppelte Verwendung geeignet. Derartige Conserven können nämlich als einfache Compots, als picante Beilagen zu Braten gegeben werden, sie bilden aber auch schätzbare Ingredienzien bei Herstellung von feinen italienischen Salaten oder bei Decorirung von Mayonnaisen, Aspics etc.

**Kürbis in Essig.** — Man schält und entkernt einen großen, fleischigen Kürbis, schneidet ihn in zwei Finger breite Streifen, welche in kleine Stücke, zunächst vieredig, mit einem Messer zu möglichst gleichmäßig runden Kugeln von gefälligen Ansehen dreifirt werden. Auf 1-1 1/2 Kilo Kürbis wird 1 1/2 Liter Essig mit 1/2 Kilo Zucker aufgekocht und heiß über die in einen Napf gepackte Frucht gegossen; dies Verfahren wird am zweiten Tage wiederholt. Am dritten Tage kocht man den Kürbis mit dem Essig weich, nimmt ihn heraus, fügt dem Essig noch etwas Caneel und einige Gewürznelken bei, läßt ihn unter tüchtigem Ausschäumen eintochen und gießt ihn heiß über das in Gläser gepackte Eingemachte. — Es ist der auf diese Art bereitete Kürbis im Geschmack wenig von Melone zu unterscheiden, die, ebenso eingemacht, allerdings feiner, aber auch theurer ist.

**Hagebutten.** — Recht große rothe, aber noch feste Hagebutten werden mit einem rauhen Tuche so lange gerieben, bis sie die äußeren Stacheln verloren haben und sich glatt anfühlen; dann schneidet man gleichmäßig Stiele und Spitzen ab und entfernt durch die an letzteren entstandenen Oeffnungen mittelst einer spitzen Feder sämtliche Kerne und Fasern. Ist dies geschehen, so läßt man die Hagebutten so lange in kochendem Wasser ziehen, bis sie sich weich anfühlen, gießt sie ab, rechnet auf 1 Kilo Frucht 1 Liter Essig, 1/2 Kilo Zucker, der wie in der vorhergehenden Nummer gekocht und, — ebenfalls unter Hinzufügung von Caneel und Nelken, — am dritten Tage mit den Früchten noch einmal aufgekocht wird.

**Kleine Bohnen.** — Man nimmt hierzu jene kleinen, jungen Bohnen, die im September noch angelegt haben, sodas sie ab und kocht sie in reichlich vielem Wasser und etwas Salz in einer unverzinneten, kupfernen Casserole halb weich, gießt sie sofort ab, läßt sie in kaltem Wasser verköhlen und auf einem Siebe abtropfen. Auf 1 Kilo Bohnen werden 250 Grammm Zucker nebst 1 Liter Essig in angegebener Art gekocht; auch hier ist die weitere Behandlung die gleiche. — Angestrichene Personen brauchen das Aufstocken in einer unverzinneten kupfernen Casserole nicht zu fürchten, es bewirkt ein Grünbleiben der Bohnen; irgend eine Vergiftung aber könnte erst eintreten, wenn dieselben, — mit Essig-Zusatz, — in dem Geschirre erkalten, längere Zeit darin ständen.

**Periwinkle.** — Dieselben werden mit Salz leicht gemengt, bleiben mit diesem so lange stehen, bis sich, — zwischen den Händen gerieben, — die Schalen lösen und ein leichtes Schalen möglich ist. Nachdem sie gewaschen, läßt man sie in Wasser einmal aufkochen und dann abtropfen; hierauf packt man sie in Gläser und übergießt sie mit heißem Essig, in den man beim Aufkochen ein Lorbeerblatt und einige Pfefferkörner warf; letztere werden wieder herausgenommen.

**Senfgurken.** — Große und feste Schlangengurken werden geschält, der Länge nach in Hälften geschnitten und mit einem silbernen Löffel entkernt. Dann werden die Stücke, je nach der Größe in Viertel oder Achtel getheilt, in Salzwasser aufgekocht, müssen trocken ablaufen und werden, in einen Napf gepackt, mit so viel gutem, abgelochtem Weinessig übergossen, das sie vollständig bedeckt sind. Nachdem dieser Essig am folgenden Tage abgeseigt wurde, packt man die Gurken mit ein paar rothen Pfefferkörnern, Chalotten, weißen Senf- und Pfefferkörnern schichtweise in Gläser, kocht den Essig auf, schäumt ihn aus und gießt ihn, erkalte, darüber. Der größeren Vorsicht halber kann man nach Verlauf von acht Tagen den Essig noch einmal abgießen, aufkochen und, erkalte, überfüllen.

**Pfeffergurken.** — Ganz kleine, eigenes dazu ausgelesene, recht grüne Gurken werden sauber gewaschen, mit Pfefferkörnern, Nelken, Muskat-Blume, englischen Gewürz, einigen Zehen Knoblauch, Chalotten und rothen Pfefferkörnern in Gläser gepackt und mit abgelochtem, erkaltem Weinessig übergossen. Sollten die Gurken nach einiger Zeit kahnig werden, so muß der Essig noch einmal aufgekocht, tüchtig ausgeschäumt und wieder kalt übergegossen werden.

**Türkischer Weizen.** — Hierzu nimmt man junge kleine Raistollen, die ungefähr die Länge eines Fingers haben, entfernt die sie umhüllenden Blätter und läßt sie einige Tage in Salzwasser, das man öfter wechselt, liegen. Nachdem sie in mit etwas Essig gemischtem Salzwasser blanchirt worden, werden sie abgetrocknet, in Gläser gepackt und mit abgekühltem, gut geschäumtem Weinessig übergossen, in den man während des Kochens einige Nelken, Pfefferkörner und etwas Muskat-Blume that.

**Rothe Rüben.** — Dieselben werden gewaschen, — man achte darauf, dabei nicht die Schwänze zu zerbrechen, wodurch leicht ein Auslaufen des Saftes statifindet, — in Wasser weich gekocht, geschält, geschnitten und mit kleinen, würflichen Stückchen Meerrettig nebst Kümmelförnern in große Gläser gepackt. Aufgekochter, darüber gegossener Weinessig muß sie reichlich bedecken.



**Birnen in Essig.** — Vorzüglich geeignet hierzu sind recht reife Butterbirnen und Bergamotten, die man schält und, nachdem die Stiele gestutzt worden, auf 2 Kilo Frucht in 1 Liter Essig mit  $\frac{1}{2}$  Kilo Zucker weich kocht. Vorsicht muß auf ein gleichmäßiges Kochen verwendet werden; auch muß, sollte sich die angegebene Menge Essig als ungenügend erweisen, noch etwas von demselben zugefügt werden. In Gläser gepackt, kocht man den Essig an den folgenden Tagen so oft wieder auf, als er sich, über die Birnen gegossen, wieder verdünnt; auch kann man etwas Zimmt und einige Kellen hinzufügen, die nach einiger Zeit aber wieder herausgenommen werden müssen.

Eine Hauptbedingung bei allen diesen Arten von Eingemachtem ist es, daß der Essig in genügender Menge überstehe; da er sehr leicht einzieht, ist ein öfteres Nachsehen zu empfehlen, und man wird auch thun, in eingetretener Noth etwas frisch aufgekochten Essig aufzufüllen. — je nachdem mit oder ohne Zuckerzusatz.

**Brombeeren.** — Die an vielen Orten in großer Menge und oft unbräutlich wachsenden Brombeeren sind im Gegentheil zu Frankreich, wo sie sich großer Beliebtheit erfreuen, bei uns noch wenig gewürdigt, ergeben aber als Conserve ein ausgezeichnetes Compot von feinem, leicht säuerlichem Geschmack. Ähnlich wie Himbeeren müssen sie sauber gewaschen und gut verlesen, dürfen aber nicht gewaschen werden. Sie werden mit reichlich vielem, fein geriebenem und gefieberten Zucker schichtweise in Büchsen gepackt; letztere werden verflüht, nachdem sie 20 bis 30 Minuten im Wasserbade gelacht wurden. E. R.



## Gärtnererei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Frühlingsblumen.** — Ich bin eine große Freundin der ersten Frühlingsblumen im Garten und möchte mir die Frage erlauben, welche Zwiebeln und Pflanzen im Herbst gepflanzt werden können? Anfangs im Gartenbau.

**Hyazinthen auf Wasser.** — Wie werden Hyazinthen auf Wasser gerrieben? Mir ist es bis jetzt nicht recht gelungen; die Blumen blieben meistens stiefen. S. S.

**Dattelpalme.** — Kann man die Dattelpalme im Zimmer ziehen, und wie behandelt man sie? M. S. in Breimgarten.

**Weintrauben.** — Die Weinstöcke sitzen voller Trauben; dieselben sind aber noch so zurück, daß sie schwerlich reif werden. Gibt es eine Verwendung dafür? Frau Elise in der Mark.

**Obstbäume.** — Ich sehe mehrfach an den Zweigen der Obstbäume breite, hornartige Ringe, als wenn Stahlperlen dicht an und über einander gereiht wären. Kann mir Jemand Auskunft geben, woher dieselben stammen? S. R.

### Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)  
**Granat-Bäume (136).** — Die Granat-Bäume lieben einen sehr kräftigen Boden und gedeihen am besten in einem Erdrich, das aus Compost-Erde mit einem Zusatz von Lehm und scharfen Flußsand besteht. Auch muß man für guten Wasserabzug Sorge tragen und daher die Kübel oder Töpfe mit einer Unterlage von Scherben und Torfschüden versehen. Beim Verpflanzen, wofür der März die geeignete Zeit ist, können die Wurzeln stark beschneiden und sehr schwache Zweige entfernt werden. Im Uebrigen aber darf man das Messer nur wenig gebrauchen, da sich die Blüthen an den Spitzen der Triebe entwickeln. Zeitig im Frühjahr, wödmöglich an einem trüben, regnerischen Tage, werden die Granat-Bäume in's Freie gebracht. Ihr Standplatz während des Sommers muß recht sonnig und frei, doch gegen Zugluft geschützt sein. Sie verlangen reichlich Wasser und zuweilen flüssigen Dünger; namentlich aber befördert strohfreier Rindermist oder Schweine-dünger, auf die Erde gelegt, die Blütenbildung. Im September, wenn sich der Holztrieb ausgebildet hat, muß weniger gegossen werden, jedoch darf die Erde nicht zu sehr austrocknen. Es ist für die Pflanzen von großem Nutzen, sie möglichst lange im freien an sonnigem Standort zu lassen und erst, wenn sie durch Herbstfrost entlaubt sind, in kühle und trockene Ueberwinterungs-räume zu bringen. Hierzu eignet sich jeder frostfreie Raum, ein Zimmer, Stall oder Schuppen; nöthigenfalls nehmen die Granaten auch im Keller vorlieb, wenn nur gut gelüftet werden kann. Das muß so oft geschehen, wie die Witterung es gestattet, dagegen braucht nur selten gegossen zu werden, und zwar nur dann, wenn die Erde wirklich trocken geworden ist. Ein zu warmer Platz ist für die Granat-Bäume sehr nachtheilig, da sie dann zu frühzeitig treiben, während sie selbst eine Kälte von 2—3 Grad, ohne Schaden zu nehmen, ertragen können.

Blumenfreundin in Wiesbaden.

**Garten-Ameisen (136).** — Hier folgen von den unzähligen Anweisungen zur Vertilgung der Ameisen einige bewährte Mittel: Das sicherste ist, wenn man die Nester der Ameisen aufsucht und durch kochendes Salzwasser oder Chloralkali oder ungelöschten Kalk zerstört. — Die Ameisen meiden alle stark riechenden Gegenstände und können leicht von den Orten vertrieben werden, wo man Moschus, Kampfer, Steinkohlen-Theer anwendet. Dieselbe Wirkung übt auch Gerberlohe aus sowie die stark nach Moschus riechende Gauslerblume *Mimulus moschatus*. — Eine Mischung von Terpentin, Honig und Arsenit tödtet die Ameisen unfehlbar, muß aber vorsichtig angewendet werden. — Man rührt Honig mit Insectenpulver zu einem Brei und bestreicht mit dieser Mischung das Innere eines Mumentopfes, welcher verkehrt mit dem offenen Rand nach unten auf das heimgesuchte Beet gestellt wird. Die Ameisen werden durch die Süßigkeit angezogen und sterben nach dem Genuß. Insectenfeindin in Dorpat.

**Blaue Hortensien (136).** — Eine schöne blaue Farbe von dunklerem oder hellerem Ton läßt sich bei den Hortensien auf verschiedene Weise erreichen. Doch wird die Veränderung der Farbe nie zu einer dauernden Eigenschaft der Pflanzen, da Stecklinge von einer blauen Hortensie unter gewöhnlichen Bedingungen fast immer nur rosenrothe Blumen hervorbringen. Den sichersten Erfolg erzielt man, wenn man die Pflanzen in eisenhaltige Moor-erde setzt, die sich in einigen Gegenden namentlich in Orlendrüchen vorfindet. Das Umpflanzen ist am besten sehr zeitig im Frühjahr vorzunehmen; dabei werden die Wurzeln möglichst von der alten Erde befreit. Kann man solchen eisenhaltigen Boden, der eine schmutzig braune Farbe hat, nicht erhalten, so suche man der Erde auf künstliche Weise Eisen zuzuführen. Dies geschieht entweder durch Beimischung von Eisenfeilspähen (1 Theil gefiebte Spähne unter 2 bis 3 Theile Heide- oder Moorerde) oder durch Begießen

mit eisenhaltigem Wasser, welches man in einem irdenen Gefäß dadurch bereitet, daß man Wasser auf Eisenfeilspähe gießt. Manche Gärtner rufen die blaue Farbe der Blumen auch durch Erde von alten Stohlenmeilern hervor, in Ermangelung derselben selbst durch Holzohle oder Steinkohlengrus. Hieron werden einige Hände voll für jeden Topf unter gute Compost-Erde gemischt. Ein anderes Mittel, welches selten seine Wirkung verfehlt, besteht in der vorsichtigen Anwendung von Alaun, während bei zu reichlichem Gebrauch die betreffenden Pflanzen leicht zu Grunde gehen können. Für ein Exemplar genügen 40 bis 50 Gramm Alaun als Zusatz zur Erde. Ebenso verändert eine Lösung von Alaun, welche dem Gießwasser hinzugefügt wird, die Farbe der Blumen. Man rechnet etwa 250 Gramm auf 4 Liter Wasser und füllt diese Mischung auf Flaschen. Sobald die Blüthenknospen sich zeigen, gießt man wöchentlich einmal von dieser Lösung, die jedoch noch reichlich durch Wasser verdünnt werden muß, bis zur völligen Entfaltung der Blumen. P. Sch. in Erfurt.

**Obst abjuchnen (136).** — Will man Tafelobst gut conserviren, so ist eine Hauptbedingung, daß dasselbe beim Pflücken die richtige Reife erlangt hat. Nimmt man die Früchte zu früh ab, ehe sich das Aroma und der Zuckergehalt entwickelt haben, so zeigen sie einen nüchternen, saden Geschmack, werden bald welk und runzelig und halten sich nicht lange. Köst man das Obst zu lange an den Bäumen, so verlieren namentlich feinere Birnensorten sehr an Wohlgeschmack; manche werden sogar grobkörnig, hart und fast ungenießbar. Da die Sorten zu verschiedenen Zeiten reifen und auch für dieselbe Obstart je nach Gegend, Witterung und Lage ein Unterschied in der Reifezeit stattfindet, muß man selbst die geeignete Zeit zum Pflücken ausfindig machen. Dabei hat man besonders zu beachten, daß sich die Früchte leicht von den Zweigen lösen, einen süßen, gewürzigen Geschmack und völlig ausgewachsene, feimfähige Kerne haben. In Bezug auf die Tageszeit wählt man nicht, wie beim Veerenobst, die Morgenstunden, sondern pflückt das Kernobst erst dann, wenn der Thau durch Luft und Sonne vollständig abgetrocknet ist. Daß das Wetter nicht regnerisch sein darf, sondern hell und trocken sein muß, ist wohl selbstverständlich. E. v. R.

**Bittere Gurken (136).** — Es ist nicht genau nachzuweisen, woher das Bitterwerden der Gurken rührt. Bitterungs-Verhältnisse tragen wohl die Hauptschuld; auch soll das Uebel durch eine Düngung von frischem Pferdemist hervorgerufen werden. Die Erfahrung lehrt, daß die Gurken, die infolge von mangelnder Nahrung nur langsam wachsen, leicht einen bitteren Geschmack erhalten, ebenso die Früchte, die ohne Beschattung von Blättern anhaltender trockener Hitze ausgesetzt sind. Wenn man die Ranken möglichst gleichmäßig vertheilt und es den Pflanzen nicht an Pflege, besonders an Bewässerung und Düngung, fehlen läßt, wird sich die unangenehme Erscheinung weniger bemertlich machen. E. R.

**Alpenveilchen zu ziehen (136).** — Es ist nicht ganz leicht, das europäische Alpenveilchen an die Zimmerluft und an die veränderten Bedingungen der Temperatur und des Bodens zu gewöhnen; hat es sich jedoch erst den neuen Verhältnissen angepaßt, so erfreut es durch einen üppigen Reichthum an schön gezeichneten Blättern sowie durch eine fast ununterbrochene Fülle wohlriechender, rosenrother oder weißer Blumen. Die Alpenveilchen lieben einen kalkhaltigen Boden; ihre Knollen liegen meist ziemlich tief in der Erde, jedoch sie sogar oft einen stammartigen, schuppigen Anlauf treiben, aus dem sich erst Blätter und Blumen entwickeln. Derartige Exemplare sind schwer zu behandeln und eignen sich wenig für Topfkultur. Man pflanzt sie am besten in den Garten an einen halbschattigen Platz, wo die Knollen 2 bis 4 Cent. hoch mit Erde bedeckt werden. Der Boden muß nahrhaft sein und ist mit einigen zerschlagenen Kalkstücken zu untermischen. Im Winter werden die Knollen mit Laub, Moos oder Nadelstreu bedeckt, um das plötzliche Aufthauen und Gefrieren zu verhindern. Beim Entfernen der Decke im Frühjahr läßt man eine kleine Lage zurück, um den Waldboden so viel wie möglich zu ersetzen. Nur bei anhaltender Trockenheit braucht gegossen zu werden, dann muß es aber kräftig geschehen. Zwar werden auch bei solcher Behandlung manche Exemplare zu Grunde gehen, andere aber gedeihen und schon im Späthommer einige Blüthen treiben. Stehen sie erst mehrere Jahre im Garten, so beginnt ihre Blüthezeit bereits im April und wiederholt sich im Herbst. — Will man das europäische Alpenveilchen in Töpfen ziehen, so suche man dazu recht schöne, mittelgroße Knollen aus. Die Töpfe müssen mehr breit als hoch sein, eine Unterlage von Kalksteinchen und eine Mischung von Heide- und Lauberde, die mit Sand, Kalkstaub und zerfeinerten Blättern vermischt ist, erhalten. Man pflanzt die Knollen derartig, daß sie einen Finger breit mit Erde bedeckt sind; nur wenn sie ganz glatt und ohne Stammbildung sind, kann man sie höher einlegen, jedoch der obere Theil frei liegt. Während der Knospenbildung und Blüthezeit muß man reichlich, und zwar in die Unterlage gießen. Das Verderben der Knospen, namentlich das Welken des oberen Theiles von Blüthenstiel hat meist in mangelnder Bewässerung seinen Grund. Am besten ist es, wenn man die Töpfe auf mit Sand gefüllte Unterlage stellt und diese stets feucht hält. Die Alpenveilchen dürfen nur selten verpflanzt werden. Abonnentin in Westphalen.

### Rathschläge.

**Obstplücker.** — Schon jetzt reifen manche Sorten von Äpfeln und Birnen, wenn auch die Haupternte für das Dauerobst in die erste Hälfte des October fällt. Da ist es wohl an der Zeit, über das Plücken des Obstes einige Rathschläge zu geben, die in der obigen Antwort noch keine Erwähnung gefunden haben. Beim Plücken des Obstes muß mit der größten Achtsamkeit verfahren werden, damit weder der Baum durch unvorsichtigen Abreiß der Tragknospen Schaden leide, noch die Früchte verletzt werden. Man faßt dieselben am Stiel, bricht sie behutsam ab und legt sie vorsichtig in einen Korb, den man mit Papier oder

weichem Hen ausfüllt, sodas das Obst sich nicht an den Wänden drückt. Auch der kleinste Anstoß und die leichteste Verletzung macht sich später durch Flecke oder Faulwerden bemerkbar. Diejenigen Früchte, welche sich nicht mit der Hand erreichen lassen,



sind mit dem Obstplücker zu brechen. Die Abbildungen zeigen zwei Formen, die sich beide practisch bewährt haben.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Farbengeruch bunter Kattun-Gardinen.** — Wer kann mir ein Mittel angeben, um bunten Kattun-Gardinen den Farbengeruch zu nehmen? E. S.

**Ribiker.** — Woher stammt die Bezeichnung 'Ribiker' für einen Zuschauer beim Kartenspiel? A. W.

### Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Ruß- oder eichenholzfärbung zu beizen (104).** — Da man Ruß- und Eichenholz genau so beizt, wie alle anderen Holzarten, glaube ich die Frage dahin verstehen zu müssen, wie man jeder beliebigen Holzart die Farbe von Ruß- oder Eichenholz geben kann. Dazu bedient man sich der gewöhnlichen braunen Beize, die mit breitem Pinsel naß und gleichmäßig aufgetragen wird. Eine hellere Farbe kann man durch einen Zusatz von Lauge oder Wasser erzielen. Nach dem Trocknen wird das Holz gewachst. Man bereitet zu diesem Zweck eine Mischung von Terpentin-Spiritus und Wachs und rechnet auf eine kleine Overtasse Terpentin ein Stück Wachs von der Größe einer Wallnuß. Da sich der Terpentin leicht entzündet, bringt man ihn nicht selbst auf's Feuer, sondern setzt die Tasse vorsichtshalber in ein Gefäß mit kochendem Wasser, schmilzt das Wachs, gießt es hinein und rührt so lange mit dem Pinsel, bis sich beide Theile innig vermischt haben. Nun trägt man mit breitem Borstenpinsel diese Masse sehr dünn auf das Holz und bearbeitet den Anstrich tüchtig mit harter Bürste, bis die Holzfläche sich nicht mehr flebrig anföhlt und einen matten Glanz erhalten hat. Die erwähnte braune Beize kann man in jedem Droguen-Geschäft bekommen, jedoch auch ohne Schwierigkeit selbst anfertigen. Eine sehr gute Beize erhält man durch eine Lösung von 2 Theilen Kaffeebohnen, 4 Theilen Salmiakgeist und 3 Theilen destillirtem Wasser. Diese Lösung wird filtrirt und ergiebt je nach der Verdünnung jede braune Nuance. M. S.

**Milchflecke zu entfernen (128).** — Ein vorzügliches Mittel zur Entfernung aller Flecke ist gelatinirtes Benzoin, welches auch die zartesten Farben nicht angreift. Man kann sich dasselbe leicht selbst bereiten und lange vorräthig halten, da es im Gegentheil zu Benzoin sogar in einer offenen Flasche schwer verflüchtigt. Vier Theile guter weißer Seife werden mit heißem Wasser in einer Literflasche aufgelöst; dann fügt man einen Theil Salmiakgeist hinzu und erforderlichen Falls noch soviel Wasser, daß die Flasche etwa  $\frac{1}{2}$  Liter Flüssigkeit enthält. Der noch fehlende Theil wird durch Hinzugießen von  $\frac{1}{2}$  Liter Benzoin ersetzt, worauf die vollständig gefüllte Flasche stark geschüttelt wird. Von dieser Lösung nimmt man nur einen Theelöffel voll und mischt ihn in einer Viertel-Literflasche mit etwas Benzoin, worauf man unter beständigem Schütteln die Flasche allmählig ganz mit Benzoin füllt. Bei Entfernung der Flecke darf man nicht zu wenig Benzoin anwenden, da sonst durch die Lösung des Fleckes ein breiter Rand zurückbleibt. Man lege deshalb die betreffende Stelle auf eine weiche, dicke Unterlage von mehrfach zusammengelegtem alten Wollstoff und befeuchte dann die Flecke mit einem Schwamm oder zusammengerollten Stücken Wollzeug hinreichend stark mit Benzoin. Sobald derselbe beim Reiben von der Unterlage aufgesogen ist, tränkt man den Schwamm abermals mit Benzoin und reibt so lange, bis jede Spur des Fleckes verschwunden ist. Immerhin gehört Uebung und Erfahrung dazu, um aus zartfarbenen Stoffen Flecke zu entfernen; deshalb ist es stets gerathen, erst auf einer Probe des betreffenden Zeuges einen Versuch zu machen. B. R.

**Römischer Punch (136).** — 300 Gramm Zucker werden geläutert und mit einem halben Liter Wasser und dem ausgepreßten klaren Saft von 6 Citronen gemischt. Dann fügt man nach Belieben und Geschmack hinreichend viel guten Rum hinzu und bringt die Flüssigkeit in die Gefrierbüchse. Inzwischen läßt man nochmals 300 Gramm Zucker kochen, nimmt ihn, sobald er zu berlen beginnt, vom Feuer und giebt unter beständigem Schlagen den Schnee von 6 Eiweiß hinzu. Das Schlagen wird so lange fortgesetzt, bis die Masse erkaltet ist, die nun nebst einem halben Liter guten Wein dem Gefrorenen hinzugefügt wird. Nachdem Alles gut durchgerührt ist, muß die Masse nochmals gefrieren. Man darf aber auf das Eis im Eimer nicht viel Salz schütten, denn der römische Punch soll nicht ganz fest, sondern zum größten Theil nur dickflüssig sein. A. G.

**Beförigte Mutter.** — Kindererziehungs-Schulen giebt es in mehreren größeren Städten Deutschlands. In Berlin unterhält der Preßelverein eine solche Anstalt. Die Mädchen werden in diesen Schulen zur Pflege halber Kinder und zur wirtschaftlichen Ausübung in der Familie vorbereitet. Das Gehalt, welches sie neben freier Station in bestimmten Pflegen, beträgt 150—180 Mark jährlich. Aufgenommen werden Mädchen, die wenigstens 15 Jahre alt sind und Elementarkenntnisse haben. Der neue Kursus beginnt Anfang October. A. G. — Wir können von Herrn freundlichen Anerbieten leider keinen Gebrauch machen.

**Brennwaachen:** Wehstette Hut-Garnituren, Seite 158; S. Beeremann, W. Friedländer, 1884. — Metallbügel zu Taschen, Seite 158; S. Zuercher, W. Friedländer, 29. — Stickeri mit Metallwürden, Seite 159; C. Kravde, W. Friedländer, 129. — Obstplücker, Seite 160; E. Anglin, vorm. P. Schmitt, W. Potsdamerstr. 11.

**Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.**

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.